

Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern. *)

Mit Benutzung ungedruckter Briefe.

Die fein anmuthige Lebensschilderung, welche die Dichterin der „Gabriele“ begonnen hatte, bricht bei der Darstellung des Einbruchs ab, welchen die eben in ihrer Vaterstadt eingetroffene Kunde von der Einnahme der Bastille in ihrer Seele hervorgerufen. Von dem Bilde ihres so bedeutend eingreifenden Lebens in Weimar sind uns verhältnißmäßig wenige Striche erhalten. In dem Aufsätze von Stephan Schütze: „Die Abendgesellschaften der Hofrätin Schopenhauer in Weimar, 1806 bis 1830“**), finden sich anziehende, auf Tagebuchbemerkungen beruhende Mittheilungen in buntem Gemische. Der ausführliche Brief, welchen Frau Schopenhauer über die Leiden Weimars nach dem Unglücke bei Jena an ihren Sohn Arthur schrieb, liegt gedruckt vor,***) von ihren übrigen von Weimar aus diesen Winter über an ihren Sohn gerichteten Briefen ist bisher nichts benutzt worden. Ein glücklicher Zufall hat mir diese zugeführt, welche für ihre erste Verbindung mit Weimar, ganz besonders mit Goethe höchstbedeutend sind und eine empfindliche Lücke unserer Kenntniß von Goethes Leben ausfüllen.

Das traurige Ende ihres Gatten Heinrich Floris Schopenhauer, der im Jahre 1805 zu Hamburg aus einer hohen Speicheröffnung in den Kanal fiel, hatte der nach geistiger Ausbildung sich sehnen- den, noch immer wohlhabenden Frau den Aufenthalt in Hamburg

*) Wefermanns „Illustrierte Monatshefte“ Band 25. Hier fortgesetzt und erweitert, auch in den Mittheilungen aus den Briefen der Schopenhauer.

**) In „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840“.

***) „Jugend- und Wanderbilder von Johanna Schopenhauer“ (herausgegeben von ihrer Tochter) II, 211—256.

verleidet, und in ihr den Wunsch erregt, mit ihrer noch im Kindesalter stehenden Tochter Adele (sie war 1796, acht Jahre nach ihrem Bruder, geboren) ihren Wohnsitz an einen geistig belebten Ort Mitteldeutschlands zu verlegen, während ihr Sohn Arthur, dessen Sonderbarkeiten schon damals das Zusammenleben mit ihm wenig erfreulich machten, in Hamburg bleiben sollte. Ihre Wahl war auf Weimar gefallen, wo die beiden noch lebenden großen Dichter eine mächtige Anziehungskraft auf sie übten. Sie hatte die Stadt vor zwei Jahren am Ende der mit ihrem Gatten und ihrem Sohne gemachten großen Reise durch Holland, England, Frankreich und die Schweiz gesehen, und von Bekannten, besonders von einer in Weimar ansässigen hamburger Familie Kühn, dem Gründer des weithin wirkenden Landesindustrie-comptoirs Bertuch und dem Kammerrath Dr. Nidel, aus Hamburg, dem frühern Erzieher des Erbprinzen, dem Schwager der durch „Werthers Leiden“ berühmt gewordenen Charlotte Buff, verehelichten Kestner, vielleicht auch von ihrem Landsmanne, dem Satiriker Falk, der vor acht Jahren sich hier niedergelassen, Günstiges über die dortigen Zustände vernommen. Doch wollte sie, ehe sie einen Entschluß faßte, sich persönlich von den dortigen Verhältnissen und Aussichten überzeugen. Im Mai 1806 reiste sie mit Dienerschaft über Lüneburg, Hannover, Kassel, Eisenach und Gotha nach Weimar. In Gotha gefiel es ihr ausnehmend, sodaß sie diese Stadt unbedingt zu ihrem Wohnsitz gewählt haben würde, hätte Weimar sie nicht unwiderstehlich angezogen. Hier kam sie am Abend des 14. Mai an. „Jetzt kann ich noch nichts entscheiden“, schreibt sie von hier den 16. ihrem Sohne, „doch gefällt es mir recht gut. Bertuchs, Nidels, Madame Kühn und Falks wollen alles Mögliche für mich thun; ich denke wenigstens vierzehn Tage hier zu bleiben; in der Zeit werde ich wohl mit mir und meinen Wünschen auf's Reine sein. Ich glaube, ich werde hier Hütten bauen.“ Von dem Gedanken, das in der Vorstadt gelegene kühnische Haus zu kaufen, ging sie bald ab, da sie es zu klein, haufällig und abgelegen fand, sie auch nicht gleich durch einen Ankauf sich fesseln wollte, dazu billiger zur Miethe wohnen konnte. Schon drei Tage später hat sie sich eingemietet, bei der verwittweten Frau Hofrath Johanna Caroline Amalie Lubecus, die

unter dem Namen Amalie Berg auch einiges geschrieben hatte. Ihr zweibändiger Roman „Luise oder die unseligen Folgen des Leichtsinns“ war vor sechs Jahren mit einer Vorrede Kogebues, der ihr wohl verwandt war, erschienen. Sie war die Tochter des braunschweigischen Majors von Kogebue und am 16. November 1757 in Wolfenbüttel geboren, Wittwe des am 23. Oktober 1801 gestorbenen Hofrathes, Steuer- und Accisrathes, Geheimen Secretarius und Schatulliers der Herzogin Mutter Johann August Ludewig, nicht, wie bei Goedeke steht, des erst 1827 gestorbenen Johann Christian Ludewig, der bei der Herzogin Mutter dessen Nachfolger war. Die Kammerfrau der Herzogin Mutter Demoiselle Amalie Dorothea von Kogebue war wohl ihre Schwester. Das an der Esplanade (Schillerstraße), ganz nahe am Theater gelegene Haus war das jetzige Werthersche, Theaterplatz 1. Die Schopenhauer hatte den untern geräumigen Stock, vier durcheinander gehende Zimmer, gemiethet, den der erst am 9. verstorbene Hofmedicus Dr. Gottfried von Herder inne gehabt, nebst einem schönen Schlafzimmer und Kammer eine Treppe hoch, eitem kleinen Garten und allen häuslichen Bequemlichkeiten für den damals freilich hohen Miethpreis von hundertundsiebzig Thaler. Die Eigenthümerin wohnte mit ihrer Pflgetochter, der sechzehnjährigen Conta, auf dem obern Stocke. „Equipage brauche ich nicht“, schreibt sie; „es giebt hier Miethwagen und Portechaisen, soviel man braucht. Der Ton in Gesellschaft ist äußerst gebildet. Nidels thun, was sie können, für mich. Gestern brachten wir einen Abend mit Falk und Fernow, den du kennen mußt,*) bei ihnen zu. Goethe und Wieland habe ich noch nicht gesehen; ersterer ist in Zena, letztern treffe ich wahrscheinlich Donnerstag bei Madame Kühn. Im Theater bin ich einmal gewesen; es gefällt mir sehr; die Truppe ist ungefähr wie in München, ein schönes harmonirendes Ganzes, Kostüm und Dekorationen sehr schön und herrliche Musik.“ Eine Woche später hat sie schon einige Möbel angekauft, andere bestellt; die übrigen denkt

*) Er hatte eine „Italienische Sprachlehre für Deutsche“ geschrieben. Aus Zena, wo er Professor gewesen, war er von der Herzogin Mutter an die Stelle Jagemanns als ihr Bibliothekar nach Weimar gezogen worden.

sie zu miethen, da sie vorab sich nicht ganz festsetzen möchte. „Der Umgang hier scheint mir sehr angenehm und gar nicht kostspielig“, äußert sie; „mit wenig Mühe und noch weniger Kosten wird es mir leicht werden, wenigstens einmal in der Woche die ersten Köpfe in Weimar, und vielleicht in Deutschland, um meinen Theetisch zu versammeln und im ganzen ein sehr angenehmes Leben zu führen. Die Gegend um Weimar ist nicht ausgezeichnet schön, aber recht hübsch, der Park ist wirklich sehr schön. Vom Theater verspreche ich mir großen Genuß; ich habe es dreimal besucht: es ist wirklich ausgezeichnet; in Hamburg haben wir kaum den Schatten davon. Mit Wieland soll ich morgen bei Nidel zusammen sein und oben drein l'Hombre mit ihm spielen; den ganzen Abend werde ich denken: O Lord, o Lord, what an honour is this! Goethe sollte ich heute [den 26. Mai] sehen, er wollte mich selbst in der [unter ihm stehenden herzoglichen] Bibliothek herumführen; leider ist er gestern sehr krank geworden, aber doch ohne Gefahr.“ Alle drei bis vier Wochen wurde er damals von einem schweren Nierenleiden befallen. Von ihrem Freunde Tischbein hatte sie weder diesmal noch später eine Empfehlung an Goethe sich erbeten, der diesem noch am 5. Mai geschrieben und ihn nach Weimar eingeladen hatte.

Am 28. fuhr sie nach Jena, wo sie sich einen Tag der wunderschönen Gegend erfreute. Von dort ging es nach Dresden. Nachdem sie hier besonders an der Galerie sich gestärkt hatte, zog es sie nach Halle, wo sie am 9. Juni ankam. Hier fand sie bei den Professoren Froberg und Loder, sowie im nahen Giebichenstein bei Kapellmeister Reichardt die freundlichste Aufnahme. Alle diese waren genau mit Goethe bekannt gewesen. Ueber den Harz und Braunschweig kehrte sie nach Hamburg zurück, wo alles zur bevorstehenden Uebersiedelung vorbereitet wurde, die sie erst in der zweiten Hälfte September zur Ausführung brachte. Ihr Sohn Arthur blieb in Hamburg zurück, wo er die am Anfange des Jahres 1805 angetretene kaufmännische Lehrzeit bei dem Senator W. Zenisch auch nach dem Tode des Vaters fortsetzte, obgleich er daran so wenig Lust hatte, daß er hinter dem Rücken seines Prinzipals ganz andere Dinge trieb. Mit seinem Jugendfreunde Anthime Grégoire de Blésimaire aus Havre, der, um Deutsch zu lernen, auf ein

halbes Jahr zu einem Geistlichen in der Nähe von Hamburg gekommen war, führte er, nach dessen Briefen,*) ein lockeres Leben, gab sich auch dem sinnlichen Genuße hin. Daß er der Begierde nicht widerstehen konnte, beklagt er selbst in den Versen:

O Wollust, o Hölle,
O Sinne, o Liebe,
Nicht zu befriedgen
Und nicht zu besiegen.**)

Daß sie es vermied, von ihm Abschied zu nehmen, zeigt ihr am Abend vor der Abreise geschriebenes Briefchen: „Du bist eben fortgegangen; noch rieche ich den Rauch von deiner Cigarre, und ich weiß, daß ich dich in langer Zeit nicht wiedersehen werde. Wir haben den Abend recht froh miteinander hingebracht; laß das der Abschied sein! Lebe wohl, mein guter, lieber Arthur! Wenn du diese Zeilen erhältst, bin ich vermuthlich nicht mehr hier; aber, wenn ich es noch wäre, komm' nicht! Ich kann das Abschiednehmen nicht aushalten. Wir können einander ja wiedersehen, wenn wir wollen; ich hoffe, es wird nicht gar zu lange währen, so wird uns auch die Vernunft erlauben, es zu wollen. Lebe wohl! ich täuschte dich zum erstenmale; ich hatte die Pferde halb sieben bestellt. Ich hoffe, es wird dir nicht zu wehe thun, daß ich dich täuschte: ich that es um meinethwillen; denn ich weiß, wie schwach ich in solchen Augenblicken bin, und wie sehr mich jede heftige Rührung angreift. Lebe wohl! Gott segne dich Deine Mutter J. Schopenhauer Schreibe mir doch ja nächsten Mittwoch.“

Schon auf der Reise wurde sie von Truppenzügen beunruhigt In Halle erfuhr sie, daß sie auf dem Wege nach Jena und Weimar

*) Wir führen hier aus den uns vorliegenden Briefen mit Uebergang der Liebesgeschichte Gregoires Aeußerung an: „Ich habe hier (in Paris) den Schopenhauer cadet gemacht, habe alles, Stücke und Schauspieler kritirt (so!) und bin comme de raison in Streit mit einem jeden gewesen.“ Daß Arthur sich schon während der Reise der Mutter nach Weimar Sulzers „Theorie der schönen Künste“ angeschafft hatte, sehen wir aus einem Briefe der Mutter, welche dieses billigte.

**) Bgl. Gwinner Schopenhauers Leben S. 53 f. (2. Aufl.).

weder Pferde noch Unterkommen finde, da alles von Soldaten in Anspruch genommen sei. Deshalb verweilte sie einen Tag, nahm dann Fuhrmannspferde, welche sie auf einem andern Wege, wo sie von den Truppen fast nichts zu sehen bekam, nach Weimar brachten. Am Abend des 28. traf die vierzigjährige feingebildete Frau an ihrem neuen Wohnsitze ein, wo sie im Gasthose zum Elephanten abstieg. Ihre in der Jugend ungemein zierliche kleine Gestalt, war jetzt beleibt geworden und durch das Hervorstehen der linken Hüfte entstellt; aus ihren klaren blauen Augen, die sie mit dem hellbraunen Haare von der Mutter geerbt hatte, sprach herzliche Freundlichkeit, die auch ihre nicht schönen Gesichtszüge zeigten; ihr ganzes Wesen war höchst anmuthig und anziehend. „Hier ist alles gutes Muths“, äußert sie amfolgenden Morgen; „die Armee wird bald vorwärts gehen. Wie es dann wird, liegt freilich noch im Dunkel, aber es läßt sich alles gut an. Der Krieg aber ist unvermeidlich.“ Acht Tage später schreibt sie: „Das Schicksal spielt wunderbarlich mit mir, daß ich mich gerade in diesem stürmischen Zeitpunkt hierher versetzt finde, in ein Land, welches wahrscheinlich der Schauplatz eines blutigen Krieges wird. Doch da niemand vermuthen konnte, daß das geschehen würde, was jetzt geschieht, so ergebe ich mich in Geduld und mache mir auch keine Vorwürfe darüber; denn ich that, was ich für mich und die Meinigen für's Beste hielt. Persönlich riskire ich nichts; selbst wenn im schlimmsten Falle die Franzosen Herren dieses Landes würden, so würden freilich die Einwohner durch Kontributionen viel leiden, ich als Fremde aber habe nichts damit zu thun. Niemand hier macht Anstalt zum Fortgehen, und wo die andern bleiben, bleibe ich auch, es sei denn, daß, was nicht zu vermuthen ist, der Krieg sich so in die Nähe zöge, daß nahe bei der Stadt eine Schlacht gefochten würde; so etwas aber merkt man vorher, und mir bleibt dann noch immer die Flucht nach Berlin offen. Der Anblick alles dieses militärischen Wesens ist mir höchst interessant. Gestern zog die sächsische Armee unter dem Kommando des Prinzen Hohenlohe durch, ehegestern war der König, der Herzog von Braunschweig und das ganze Hauptquartier hier. So geht's alle Tage; alle Abende kommen neue Truppen, alle Morgen ziehen sie fort, machen neuankommenden

Platz. Alles dies macht den kleinen Ort sehr lebendig. Die schönen großen Soldaten in den glänzenden neuen Uniformen, die Offiziere, alle die Prinzen und Fürsten, denen man auf jedem Schritte begegnet, die Pferde, die Husaren, die kriegerische Musik, es ist ein so großes, gewaltiges Leben, daß es mich unwiderstehlich mit fortreißt. Nur wenn ich die unvermeidliche Folge des Krieges bedenke, und wie viele von diesen Menschen, die jetzt voll Lust und Leben hinziehen, bald todt oder verstümmelt da liegen werden, dann engt es mir das Herz ein. Die Soldaten, besonders die gemeinen, sind voll Enthusiasmus; sie wünschen nur, daß der Augenblick erst da wäre; er wird bald kommen. Alles zieht nach Erfurt; auch Napoleon rückt mit großer Macht an. Ich habe hier Freunde, die lebhaft an mir Theil nehmen. Ridel sorgt wie ein Bruder für mich; der gute Falk thut auch das Seine, und bringt mir gleich jede neue Nachricht zu, was ich sehr gern habe. Auch Bertuch nimmt sich redlich meiner an. Ich bin unter sehr gute Menschen gerathen.“

Sie hatte indessen zufällig die Bekanntschaft der Frau Johanne Sophie von Egloffstein, der Mutter des Hofmarschalls, einer sehr verständigen Frau, gemacht. Eine Empfehlung des Malers Tischbein hatte ihr eine zuvorkommende Aufnahme bei Fräulein von Göchhausen, der lustigen, freilich damals schon im fünfundsünzigsten Jahre stehenden Hofdame der Herzogin Mutter, verschafft, welche sie dieser, Wieland und andern bedeutenden Leuten vorzustellen versprach. Goethe kam erst an demselben 6. Oktober von Jena nach Weimar zurück, wo er alles in großer Bestürzung fand. Auch diesen sollte sie sogleich kennen lernen. Indessen ließ sie durch ihre Dienerschaft, den Franzosen Duguet und dessen Frau Sophie, in ihrer Wohnung alles nach ihrem Geschmacke einrichten. Sie bezog diese bereits am 8., da der Aufenthalt im Gasthose durch die vielen Fürsten und Generale sehr unbequem geworden war. Indessen mehrten sich die trüben Anzeichen, doch riethen die Freunde ihr zum Bleiben, wozu sie sich freilich genöthigt sah, da keine Pferde zu haben, nicht einmal zu kaufen waren. Am 11. vernahm man, daß Coburg und Saalfeld von den Franzosen eingenommen, der heldenmüthige Prinz Louis gefallen sei. Denselben Tag kamen der König und die Königin von Preußen, der Herzog von Braunschweig und

viele Generale nach Weimar, die Erbprinzessin, Großfürstin Marie Paulowna, die sich nicht mehr sicher fühlte, reiste ab. Auch Frau Schopenhauer ließ zur Abreise packen und bemühte sich um Pferde, obgleich man ihr vorstellte, die Wege seien unsicher, und persönlich werde man ihr in Weimar nichts zu Leide thun. Da General von Kalkreuth, mit dem sie zu Hamburg in nahe Verbindung gekommen, gleichfalls in Weimar eintraf, bat sie ihn um eine Unterredung, aber leider konnte dieser seinen Besuch erst auf den folgenden Tag zusagen. „Den 12. besuchte mich erst Bertuch, der mich sehr beruhigte“, berichtet sie selbst; „man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig; alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen, ernsthaften Mann in schwarzem Kleide, der sich tief mit vielem Anstande bückte und mir sagte: ‚Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimerath Goethe vorzustellen.‘ Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe*) wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Mann ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser genommen, als wenn ich mich drauf vorbereitet hätte. Wie ich mich wieder befand, waren meine beiden Hände in den feinigten, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen, beruhigte mich über die Zukunft und versprach wiederzukommen.“ Auch Kalkreuth, der am Abend kam, rieth ihr, bis zum Nothfall zu bleiben; wolle sie aber fort, so solle sie über Erfurt und Magdeburg gehen. Er ward durch seinen Adjutanten zum Könige berufen, weil man wieder eine starke Kanonade hörte. Obgleich es spät war, ließ sie sogleich durch ihren Freund Rath Karl Friedrich Anton Conta, der seit ein paar Tagen nach Weimar zurückgekehrt und in ihrem Hause wohnte, ihren Paß beim Herzoge von Braunschweig unterzeichnen. Dann kamen Nidel und Falk. Letztern, dem bei Ankunft der Franzosen das Schicksal Palms drohte, versprach sie mitzunehmen

*) Der Abdruck im „Jugendleben“ II, 216 hat hier irrig „im Bildnisse“ hinzugefügt.

er sollte sich auch einen Paß verschaffen, nach Pferden suchen und sich jede Stunde bereit halten. Beide hielten die Gefahr noch nicht für dringend. Man las das Manifest des Königs vom 9. aus dem Hauptquartier von Erfurt, das sie beruhigte. Den 13. besuchte sie mit Conta und ihrer Adule das von Ettersberge bis nach dem Parke sich erstreckende Lager. „Das Wetter war alle diese Tage himmlisch schön; das Leben und Treiben im Lager, der schöne Park, der Sonnenschein erheiterten mich. Beim Nachhausegehen sahen wir alle Offiziere vor des Königs Hause [es war das helldorfsche an der Esplanade] und den König am offenen Fenster; mit Mühe drängten wir uns durch. Zu Hause hörte ich, Kalkreuth wäre dort gewesen; er hatte Sophien gesagt, er würde um 2 Uhr abreisen, er würde mich nicht mehr sehen können; er bäte mich, ich möge ihm einige Zeilen zum Abschied schreiben. Das that ich; ich bat ihn, mir zu sagen, ob ich fliehen sollte, auch mir Pferde zu verschaffen.“ Es war 12 Uhr. Sie ging zu Fräulein Göchhausen, die sie mit der Herzogin Mutter auf der Treppe fand, wo sie dieser sogleich vorgestellt wurde. Die Herzogin nahm sie mit sich auf ihr Zimmer. „Hier kamen verschiedene Offiziere, alle mit beunruhigenden Nachrichten: man hörte wieder stark kanoniren; das Lager, von dem ich eben kam, wurde abgebrochen, alles machte sich marschfertig. Wie sie fort waren, mußte ich mich zur Herzogin setzen, ich blieb eine gute halbe Stunde bei ihr; wir suchten auf der Karte den Weg, den Kalkreuth mir vorgeschlagen hatte; die Königin war eben nach der andern Seite hin aufgebrochen. Die Herzogin sagte mir sie ließe alles einpacken zur Reise, und rieth mir ein gleiches zu thun. Pferde konnte sie mir nicht geben, sie hatte kaum selbst welche; noch war sie nur reisefertig, nicht zur Reise entschlossen, sie wollte mir wissen lassen, wann und wohin sie ging.“ Zu Hause fand sie Kalkreuths Antwort. Dieser gab keine Hoffnung auf Pferde; erst übermorgen würden Postpferde zu haben sein. Gegen 4 Uhr kam er selbst zu ihr, nachdem die Trommel seines Regiments schon zweimal gegangen war. „Er war sehr bewegt und zugleich voll der großen Ereignisse, die ihm bevorstanden. Er konnte mir nichts sagen. Unser Abschied war wirklich erschütternd. Da ging die Trommel zum drittenmal, und er riß sich los.“ Um den Abend

allein zu sein, schickte sie Adelen mit Sophien ins Theater, wo Himmels „Fanchon“ gegeben wurde; denn Goethe hatte es mit aller Gewalt durchgesetzt, daß man trotz der furchtbaren Spannung auch an diesem Abende spielte. Es waren fast bloß Offiziere im Theater. Als sie um 7 Uhr wieder fahren und lärmten in den Straßen hörte, wurde es ihr im Zimmer zu enge; sie ließ sich durch ihren Diener zu Nidels Hause bringen, wohin sie nur durch große Umwege gelangte, da die Straßen von Bagagewagen besetzt waren. Bei Nidel sprach man sich gegenseitig Muth zu; allgemein glaubte man, die Franzosen ständen bei Leipzig. Am folgenden Morgen hörte Frau Schopenhauer erst um neun Uhr, daß man eine Schlacht in der Nähe vermuthe, nachdem diese schon drei Stunden gewährt hatte. Man brachte alle Werthsachen möglichst in Sicherheit. Frau Ludewig suchte die Schopenhauer zu erimuthigen; sie gaben sich die Hand darauf, alles zusammen zu tragen und den Muth nicht zu verlieren, was auch kommen möge. Die Herzogin Mutter ließ ihr jetzt sagen, sie reise nach Erfurt; leider aber hatte sie keine Pferde, um sich ihr anzuschließen. In banger Sorge harrete man der drohenden Entwicklung. Nachdem man einige Zeit durch Siegesnachrichten getäuscht worden, vernahm man die Kanonen immer näher und näher donnern; der Fußboden bebte, die Fenster klirrten. Bald hörte man keinen einzelnen Knall mehr, nur das Pfeifen, Zischen und Knallen der Kugeln und Haubitzen, die über das Haus hinwegflogen und in der Nähe einschlugen. Darauf erhob sich in den Straßen ein fürchterliches Musketenfeuer, man hörte das Trappeln der fliehenden Preußen. Bald sprengten französische Husaren in die Stadt. Fünf derselben kamen in das von ihr bewohnte Haus ins Quartier. Conta und besonders Sophie, die unter ihnen einen Landsmann fand, wußten sie zufrieden zu stellen. Auch die weiteren Belästigungen hielten beide mit großer Umsicht und Geistesgegenwart von ihr ab, oder milderten sie möglichst. So verbrachte man denn jene Nacht, die so vielen Bewohnern Weimars, besonders der Vorstadt, verderblich werden, manchem alles, was er besaß, rauben sollte, in ziemlicher Ruhe. Freilich erneuerten sich die Schreckensszenen am andern Tage, aber sie gingen ohne Schaden vorüber. Nachdem sie vom Prinzen Murat (sie hatte sich selbst mit Adelen

in Begleitung eines Husaren durch die den fürchterlichsten Anblick darbietende Stadt zu ihm aufs Schloß gewagt) einen Paß erhalten, führte das Glück ihr einen Dragoneroffizier zu, der sich freundlich ihrer annahm, und als er nicht mehr bleiben konnte, sie einem höchst gebildeten commissaire des guerres des Generals Berthier, Namens Denier empfahl, dem sie ihr bestes Zimmer einräumte. Unter seinem wirksamen Schutze durfte sie sich beruhigter fühlen, obgleich es nicht an beständiger Aufregung fehlte. Nach Deniers Entfernung am 17. erhielt sie zwei andere Offiziere zum Schutze, die freilich viel roher waren. An demselben Abend ward sie ganz heiser; den andern Tag konnte sie gar nicht sprechen, sodaß sie zum Arzte ihre Zuflucht nehmen mußte. Erst am 19., einem Sonntage, zogen die Franzosen ab, nur ein kleines Corps blieb zum Schutze zurück. Denselben Tag ließ sich Goethe mit Christiane Vulpius, mit der er seit achtzehn Jahren verbunden gewesen war, kirchlich trauen. „Er hat gesagt“, berichtet Frau Schopenhauer, die es freilich nicht von ihm selbst gehört, „in Friedenszeiten könne man die Gesetze wohl vorbeigehen, in Zeiten wie die unsern müsse man sie ehren. Den Tag darauf schickte er Dr. Niemer, den Hofmeister seines Sohnes, zu mir, um zu hören, wie es mir ginge. Denselben Abend [zu Mittag hatte er mit dem Kommandanten Denzel bei der regierenden Herzogin gespeist] ließ er sich bei mir melden und stellte mir seine Frau vor. Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie vorher gewesen wäre. Ich denke, wenn Goethe ihr seinen Namen giebt, können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden, und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. In meiner Lage und bei dem Ansehen und der Liebe, die ich mir hier in kurzer Zeit erworben habe, kann ich ihr alles gesellschaftliche Leben sehr erleichtern. Goethe wünscht es und hat Vertrauen zu mir, und ich werde es gewiß verdienen.

Morgen (den 25.) will ich meine Gegenvisite machen.“ Nur zu wenigen, und zunächst wohl nur zu den Bekannten der Frau Schopenhauer, konnte er seine Gattin führen, da man ihm seltsamerweise dieses längst beabsichtigten und gebotenen Schrittes wegen grollte, wohl nicht so sehr der Sache wegen, als weil man der so lange bitter gehaßten Vulpinus dieses Glück nicht gönnte.

Besondere Sorge machten nach dem Abzuge der Franzosen die Menge der Verwundeten in Lazarethen und Gasthöfen und selbst im Theater, und das entsetzliche Elend, welches sie auch aus Mangel erduldeten. Hier bewährte sich Frau Schopenhauer auf die schönste Weise. „Mein Landsmann Falk gab mir die Wege an“, schreibt sie, „und so habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe [einem Gasthofe am Karlsplatze], in der an dreißig Verwundete, meistens Preußen, lagen, angenommen. Ich schickte ihnen altes Leinen zum Verbinden, Wein, Thee, der erst bei mir in einem großen Kessel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madera, wovon jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieses Labfal in lauten Jubel ausbrach und mich segnete, Brot, und was ich konnte. Sophie und Duguet vertheilten es selbst; denn dem harten Inspektor konnte man nichts vertrauen. Es war im ganzen wenig und half doch viel, besonders da ich die Erste war; ich rettete die Armen von dem Unglück, an Gott und Menschen zu verzweifeln. Goethe und andere haben davon gehört und sind meinem Beispiel gefolgt.“

An den Abenden der Tage der Trübsal kamen ihre Bekannten an ihrem Theetische zusammen, wo nichts außer Thee und Butterbrot im strengsten Sinne des Wortes gegeben, auch kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet wurde; besonders häufig erschienen Fernow und Goethes Freund, der Maler H. Meyer, Professor an der Zeichenschule, der Alles, außer seinen Schriften und seiner guten Laune, verloren hatte, zuweilen auch Goethe. Aus den Gesprächen des letztern theilt sie manches mit. So erzählte er, in seinem Hause sei überall gestreutes Pulver und gefüllte Patronen in jener Schreckensnacht gefunden worden; in einem Hause ihm gegenüber habe man wirklich Feuer angelegt, das noch zeitig gelöscht worden. *) Von Meyers

*) Auch Frau von Stein fand in allen ihren Stuben Pulver und Patronen. „Allerwegens war Feuer angelegt.“

Schwiegervater, dem Goethe gegenüber wohnenden Kanzler von Koppenfels, dessen öffentliche Kasse geplündert worden war, sagte er, daß er wie König Lear ausgesehen, nur daß Lear selbst, hier die Welt toll gewesen: er hatte ihn im leeren Zimmer unter seinen zerrissenen Papieren kalt und versteinert an der Erde sitzen sehen. Frau Schopenhauer, meinte er, sei durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden; jetzt, da der Winter trüber als sonst heranrücke, müßten sie auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erleichtern.

Den 31. Oktober schreibt sie: „Jetzt ist hier Alles sicher und ruhig. Die Verwundeten sind weiter geschafft bis auf wenige, die nicht transportabel sind; die Todten sind alle begraben, für Krankheiten ist nichts mehr zu fürchten. Auch haben wir keine Theuerung; unser Markt ist wohl versehen und Alles beinahe wohlfeiler, als wie die preussische Armee hier stand. Das Land umher ist zwar verwüstet, aber doch nur in einem kleinen Bezirke, und wir bekommen unsere Zufuhr aus der Ferne . . . Man läßt die militärische Straße nicht mehr über Weimar, sondern über Buttstedt, 5 Stunden von hier, gehen; das ist ein großes Glück für uns. Die Herzogin-Mutter ist mit der Prinzessin Karoline gestern zurückgekehrt; alles hofft jetzt auf die Rückkehr des Herzogs und des Erbprinzen. Ich hoffe, der Winter soll ruhig vergehen, obgleich eben nicht sehr froh. In meinem Kreise darf ich doch auf manchen fröhlichen Abend hoffen. Ich habe jetzt ein Klavier, Conta singt recht hübsch und spielt die Guitarre, seine Schwester und eine junge Malerin, Mademoiselle Bardua, die viel zu mir kommt, auch.*) Da machen wir des Abends Musik.

*) Die Malerin Karoline Bardua, die zweite Tochter eines herzoglichen Kammerdieners in Ballenstedt, geboren am 11. November 1781, war im vorigen Jahre zu ihrer weitem Ausbildung nach Weimar gekommen, wo sie durch W. Körte, Fr. Aug. Wolfs Schwiegerohn, an Goethe empfohlen war. Als sie am 12. Mai 1807 Weimar verließ, um in Dresden Kögelgens Unterricht zu genießen, überreichte sie in der letzten Stunde Goethe ihr Stammbuch, der unwillig war, daß sie es ihm nicht früher gegeben, damit er auf ein passendes Wort hätte sinnen können. Er schrieb ihr die Verse:

Wie wir dich in unsrer Mitte
 Ueben dein Talent gesehen,

Ich habe noch immer viel Besuch, der mir nichts kostet; ich darf keinen Luxus zeigen, um denen, die alles verloren, nicht wehe zu thun, und finde also das Leben trotz der schlechten Zeiten sehr wohlfeil.“ Sie selbst hatte gar keinen Schaden erlitten. „Fünzig oder sechzig Bouteillen rothen Wein, mehr hat mir die Sache nicht gekostet, und dann, was ich seitdem, da der Wein hier sehr rar geworden ist, an meine Freunde und arme Verwundete gegeben habe.“ Besonders ihr Madera war eine Seltenheit, womit sie auch Kraus, den Direktor des Zeicheninstituts, stärken konnte, der nur wenige Wochen die von den Franzosen erlittene Mißhandlung überlebte. Auch mit Hemden ihres Gatten mußte sie Meyer und andere unterstützen. Trotz ihrer Güte glaubte sie doch von manchen, die viel mehr eingebüßt hatten, wie unter ihren nächsten Bekannten von Frau Ridel, die fast nichts behalten, mit Neid angesehen zu werden.

Alles schien äußerlich in das alte Geleise zurückkehren zu sollen. Ein Schreiben des Herzogs an seine Gemahlin, das auf Vorlegung an Napoleon berechnet war, die Rücksendung seines Kontingents nach Weimar und die Beantragung seiner Entlassung aus dem preußischen Dienste hatte den Kaiser milder gestimmt, doch noch immer verzögerte er die Entscheidung über den Bestand des Herzogthums. Weimar hatte auch noch jetzt seinen französischen Kommandanten. Falk, der früher von den Franzosen den Tod gefürchtet hatte, war trotz seiner schlechten Aussprache des Französischen als Dolmetscher beim neuen Kommandanten angestellt, der kein Deutsch verstand. Durch ihn ward der Kommandant bei Frau Schopenhauer eingeführt, die er nach der Sitte seines Landes häufig besuchte. Eine Garnison gab es fast nicht. Die Bürger mußten die Posten am Schlosse, beim Kommandanten und an den Thoren versehen, auch Nachtwache halten. Niemand war vom Dienste befreit. So sah die Schopenhauer ein-

Mögest du in gleichem Schritte
 Immer, immer vorwärts gehen!

Drei Briefe Goethes an sie aus dem Jahre 1808 haben sich erhalten. Noch in den Jahren 1827 und 1829 besuchte sie ihn in Weimar. Vgl. Walter Schwarze „Jugendleben der Malerin Karoline Bardua“ und (Kügelgen) „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ S. 166 ff.

mal Meyer und den jungen Bertuch*) vor der Hauptwache als Schildwache stehen, wo sie im Scherze recht ordentlich vor ihr das Gewehr präsentirten. „Des Abends wird mir oft eine gute Nacht von meinen guten Freunden zugerufen, die in Wind und Regen für meine Sicherheit wachen“, schreibt sie am 7. November. „Alle thun es gerne; die Noth vereint alle und weckt schlummernde Kräfte, da, wo man ihr Dasein nicht ahnte. . . . Den Morgen und Nachmittag bringe ich zu, wie ich will. Ich habe wieder einen Klaviermeister [Werner] für mich und Adelen genommen, den ersten in der Stadt, der auch den Prinzen Unterricht gibt. Meine Malerei werde ich nächstens auch wieder hervorholen. Um 2 Uhr esse ich mit Adelen; gegen 6 Uhr trinke ich Thee. Dann kommt mein Besuch, unerwartet, unerbeten; aber allein bin ich bis jetzt noch nicht einen Abend gewesen. Es kommen Professor Meyer, Fernow, Falk, Goethe, Nidels, Bertuchs Familie, Mademoiselle Bardua, ein Wunder von Talent: sie wird in kurzem die erste Malerin in Deutschland sein; dazu spielt sie das Klavier und singt in großer Vollkommenheit. Conta und seine Schwester singen auch sehr hübsch. Wieland ist noch nicht gekommen, weil er krank ist, aber Hofrath Weyland,**) ein höchst interessanter Mann, und seine Frau. Der jüngere Bertuch, den du auch in Paris [im Jahre 1804] sahst, singt und spielt recht hübsch. Alle diese und noch einige andere minder Merkwürdige kommen bald alle, bald einer oder zwei. Meine Madame Lubecus, die eine der liebenswürdigsten ältern Frauen ist, und ihre Pflegetochter Mademoiselle Conta bitte ich auch immer dazu. Wir trinken Thee, sprechen, erzählen, lachen, klagen einander unser Leid, wie es kommt; wer Lust hat, singt und spielt im Nebenzimmer; um halb neun geht jeder zu Hause. Glock neune esse ich, um eilse gehe ich zu Bette. Ich gehe fast nicht aus dem Hause. Jetzt ist mein Haus

*) Landkammerrath Karl Bertuch, der von einer längern Reise nach Wien, die er in Briefen beschrieb, vor kurzem zurückgekehrt war und seinen Vater in seinen Unternehmungen unterstützte.

**) Philipp Christian Weyland, 1765 zu Buchsweiler geboren, der jüngere Bruder von Goethes strasburger Freunde, ein Verwandter Friederikens. 1790 war er als Geheimsekretär nach Weimar gekommen, wo er später vorstehender Rath, 1806 Vicepräsident des Landschaftskollegiums geworden.

noch das einzige, in welchem es so hoch hergeht; die andern haben alle mehr oder weniger verloren. Hernach wird es freilich nicht mehr so sein; aber dann wird das Theater wieder geöffnet, ich werde mehr ausgehen. Künftige Woche werde ich in verschiedenen Häusern, auch wieder bei der Herzogin Mutter, vorgestellt werden, dann werde ich weiter sehen, wie ich es mache. Auf jeden Fall bin ich hier am rechten Orte, wenn nicht gewaltsame Veränderungen die Menschen auseinander stäuben, die jetzt hier ein so harmonisches Ganzes bilden. Das alles liegt hinter dem düstern Schleier der Zukunft, uns beschäftigt nur noch die Gegenwart. Kommt Zeit, kommt Rath. Allmählich sprechen wir mit Ruhe von der Vergangenheit. Die Blessirten sind bis auf neunundvierzig, die in wenigen Tagen sterben müssen, und ein paar hundert minder Gefährliche, die in Privathäusern einzeln gepflegt werden, fortgeschafft. Seitdem athmen wir freier. Der Anblick jenes Elends, da Tausende hier lagen und fast ohne Hülfe verjähmerten, war herzerreißend. Einquartierungen sind jetzt sehr selten. Wir haben genug geklagt, allmählich kommen komische Anekdoten aus jener trüben Zeit an den Tag, die durch den seltsamen Kontrast den Ernsthaftesten zum Lachen bringen. Meyer hat darin eine eigene Form; sein sonderbares Ansehen und seine Schweizerische Sprache [er war aus Stäfa am Zürichersee] machen den Eindruck unwiderstehlich, wenn er erzählt. Er selbst ist bis aufs Hemde geplündert worden, aber das schadet seinem Humor nicht."

Am 9. November ward Kraus begraben. „Du mußt dich noch auf den freundlichen alten Mann besinnen, der, wie wir zusammen [1804] in Weimar waren, mit uns ging“, schreibt Frau Schopenhauer ihrem Sohne. „Er war Mitherausgeber des Modejournals, seit dreißig Jahren Vertuchs innigster Freund, ein alter Junggesell, aber der Freund und Trost aller jungen Mädchen, der ihnen Bälle und kleine Lustbarkeiten veranstaltete, der durch seine kindliche Heiterkeit jeden Zirkel belebte, liebenswürdig, freundlich, rein wie ein Kind, ohne kindisch zu sein, voll Liebe für die Kunst. Ohne sich zum Ideale zu erheben, gab er ihr die Anmuth, die in seinem ganzen Wesen lag. Er war Direktor der Zeichenakademie, die seine größte Freude war, besonders die zwei Tage, wo alle Mädchen aus Weimar

hinkamen. Er war der Freund und Vertraute einer jeden. Diesen lebenswürdigen, dreiundsiebenzigjährigen Greis*) haben die Barbaren förmlich gemißhandelt. Sein Zimmer hatte er ganz allerliebft eingerichtet, und freute sich, wenn recht viele Frauen da waren, die seine Ordnung bewunderten. Dieses sein Spielwerk ward vor seinen Augen zerstört. Er hielt die Nacht durch aus, dann floh er, geängstigt, mißhandelt, zur Herzogin, wo er zwei Tage blieb, bis Bertuch ihn zu sich holten. Wie er wieder unter Freunden war, war er wieder froh und dachte nicht mehr der vergangenen Schrecken, aber seine Kraft war erschöpft. Er meinte, er würde besser, aber er wurde immer schwächer und schwächer, bis er sanft unter frohen Phantasien aus seiner Jugendzeit entschlief, ohne die Nähe oder die Möglichkeit des Todes zu ahnen. Sonntag Nachmittag wurde er dicht bei Lucas Cranach [und dem Hofmaler Löber] begraben. Junge Künstler trugen ihn. Goethe, Fernow, Meyer und viele folgten, auch alle Mädchen aus der Zeichenakademie. Conta's Schwester, die bei uns lebt, legte einen grünen Kranz auf seinen Sarg, wie er eingesenkt ward. Es soll unaussprechlich rührend gewesen sein. Ich ging nicht mit, weil ich gern alle zu lebhaften Eindrücke dieser Art meide. Den Abend kam Bertuch zu mir. Wie er die Conta in ihrem schwarzen Kleide sah, fing er wieder un-aufhaltsam zu weinen an. Es kamen noch verschiedene dazu. Kraus war das einzige Gespräch und alle wußten so viel Gutes von ihm.“ Bertuch, in dessen Hause er gestorben war, ließ ihm ein Denkmal setzen und widmete ihm einen Nachruf im „Journal des Luxus und der Moden“, der den Jahrgang 1807 eröffnete.

In demselben Briefe schreibt sie: „Da das Unglück einmal so glücklich überstanden ist, so thut es mir freilich nicht leid, es erlebt zu haben; an Erfahrung und Menschenkenntniß habe ich unendlich gewonnen, lieber Arthur. Je mehr Unglück ich in der Welt erlebe, je besser bin ich mit den Menschen zufrieden; sie sind wahrlich so böse nicht. Jetzt, da Anekdoten mancherlei Art zum Vorschein kommen, finden sich Züge von Edelmuth, Fassung, Herzensgüte, die mich bis tief ins Herz rühren, freilich auch Schlechtigkeit, Egois-

*) Er war am 26. Juli 1733 zu Frankfurt am Main geboren.

mus, Kleinheit des Gemüths, aber der Drang der Zeit entschuldigt diese und setzt jene in ein um so helleres Licht. Ich lebe jetzt ganz nach meines Herzens Wunsch, still, ruhig, geliebt von vortrefflichen Menschen, und in einem zwar kleinen, aber höchst interessanten Kreise. Ich bin immer zu Hause, aber Künste und Wissenschaft theilen sich in meine Zeit. Die Musik treibe ich mit Macht. Alles dies ist hier sehr wohlfeil. Ich gebe dem ersten Meister täglich 6 Gr., und er läßt Grund in der Lehrmethode hinter sich. Dann kommt Fernow zu mir und lehrt mich Italienisch; er thut es ohne alles Interesse und bloß aus Freundschaft für mich. Er ist höchst interessant, und dabei so gut, daß ich mit ihm wie mit dem gewöhnlichsten Menschen umgehen kann, und doch ist er einer unserer ersten Köpfe. Lies doch „Carstens Leben“ von Fernow, und seine „Römischen Studien“, die er mir letzters gebracht hat; es wird dich freuen. Die Malerei fange ich nächste Woche wieder an, und Professor Meyer wird mir auch als Freund mit Rath und That beistehen. . . . Ich werde jetzt in Del in Lebensgröße mit Adelen gemalt. Die Bardua ließ mich nicht eher in Ruhe, bis ich ihr zu sitzen versprach. Es ist ungeheuer, was diese Künstlerin in Zeit von einem Jahre für Fortschritte unter Meyers Leitung gemacht hat. Sie will das Bild zur nächsten Ausstellung haben.“

Den 10. aß Frau Schopenhauer mit ihrer Adele bei Goethe zu Mittag. „Die Gesellschaft war klein,“ berichtet sie ihrem Arthur, „ich, Bertuchs, Meyer, Knebel mit seiner Frau aus Sena*), ein höchst interessanter Mann, der auch als Dichter bekannt ist, und einige Fremde. Ich kann Goethen nicht genug sehen; Alles an ihm weicht so vom Gewöhnlichen ab, und doch ist er unendlich liebenswürdig. Diesmal habe ich ihn einmal böse gesehen. Sein Sohn, eine Art Tapps, der aber im Außern viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräusch ein Glas; Goethe erzählte eben etwas und erschrak über den Lärm so, daß er aufschrie. Aergerlich darüber sah er den August nur einmal an, aber so, daß ich mich wunderte, daß er nicht untern Tisch fiel. Ein ausdrucksvolleres,

*) Sie wollten Knebels Schwester, die Prinzessin Karoline, die Herzogin Mutter und Goethe nach den schrecklichen Tagen begrüßen. Knebels Frau war bis 1797 Kammerfängerin bei der Herzogin Mutter gewesen.

mobileres Gesicht habe ich nie gesehen. Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht. Der Ton seiner Stimme ist Musik. Jetzt ist er alt, aber er muß schön wie ein Apoll gewesen sein. Den Abend kamen Bertuchs, Knebels, Fernow und Meyer zu mir. Es ward viel musizirt. Frau von Knebel singt himmlisch; die Bardua und Conta (sonst Mühls [eines jungen Danzigers] Hofmeister) halfen mit, und es ging recht gut."

Am Morgen des 11. besuchte Frau Schopenhauer die Herzogin Mutter, welche sie zu sich hatte bitten lassen. Sie fand sie mit Fräulein Göchhausen ganz allein. „Man vergißt gleich die Fürstin bei ihr“, schreibt sie. „Ich blieb zwei Stunden bei ihr, und sie hätte mich gern noch länger behalten, wie es schien.“ Am Abend kamen Goethe, Fernow, Meyer und Ridel. Fernow brachte den eben fünfunddreißigjährigen Dr. Johann Stephan Schütze mit, der sich seit 1804 in Weimar aufhielt, wo er sich Wielands Gunst erwarb. Er hatte sich durch seine 1802 erschienene „Theorie des Reimes“ bekannt gemacht und lebte jetzt besonders der Dichtkunst. Sein Lustspiel „Der Dichter und sein Vaterland“ war eben gedruckt. Goethes Bekanntschaft hatte er noch nicht gemacht, obgleich er mit dessen Hauslehrer Dr. Niemer bekannt war. Um ihm vorgestellt zu werden, ließ er sich einführen. „Fünf Personen saßen denn also um die Schopenhauer her, die in stiller Beschäftigkeit hinter der Theemaschine ihr Amt als Wirthin verwaltete, während ganz gemächlich wissenschaftliche Gespräche geführt wurden.“ So erzählt Schütze. Diesen beschlich, wie er sagt, ein ängstliches Gefühl, wenn er auf die Wirthin blickte, die man so wenig ins Gespräch zog, das sich auf Italien, die italienische Sprache und ihre Mundarten bezog, in denen der vor vier Jahren aus Rom gekommene Fernow außerordentlich bewandert war. Da die Rede auf Goethes in Italien vollendeten „Egmont“ kam, äußerte Schütze, Klärchens Lichterscheinung gebe dem Stücke erst seine höhere Bedeutung, da es des Helden Verdienst um die ganze Nation in ihren Folgen ausspreche. Damit hatte er dem Dichter aus dem Herzen geredet und dessen Gunst gewonnen. Frau Schopenhauer berichtet: „Goethe war in einem seltenen Humor; eine Anekdote jagte die andere; es war ganz prächtig. Wir haben einigemal so gelacht, daß die Leute auf der

Straße still gestanden wären, wenn es dergleichen hier gäbe.“ Schütze bezeichnet diesen Abend als den ersten ganz kleinen Anfang der Abendgesellschaften bei Frau Schopenhauer, was nur insofern richtig ist, als damals wahrscheinlich die Sonntage und Donnerstage als Gesellschaftsabende und der Anfang derselben auf die nächste Woche festgesetzt wurde. Diese Abende hatte man gewählt, weil an denselben nicht im Theater gespielt wurde, dessen Eröffnung man in nicht zu langer Zeit erwartete. Die Sonntage wurden genommen, obgleich diese Hoftage waren; hielt sich ja Goethe jetzt möglichst vom Hofe fern. „Die leichte Art, mit der ich die vorzüglichsten Menschen für mich interessirt habe, ist mir selbst ein Wunder“, schreibt die Schopenhauer am 14. „Ich habe noch keine Visite gemacht; alles ist so ganz von selbst gekommen. Alle Sonntage und Donnerstage von fünf bis gegen neun werden sich meine Freunde bei mir versammeln; was an interessanten Fremden herkommt, wird mitgebracht. Ich habe Goethe den Plan gesagt; er billigt ihn und will ihn unterstützen. Ich gebe Thee, nichts weiter; das übrige Vergnügen muß von der Gesellschaft selbst entstehen. Würst du doch hier, lieber Arthur! welchen Werth könnte gerade dieser Zirkel für dich haben! Goethe, Meyer, Fernow, Schütze, Madame Ludecus, Conta und die Schwester, Bertuchs, Falks, Riddels, Weylands sind fürs erste eingeladen; die übrigen werden sich von selbst finden. Kosten macht das Ganze gar nicht, und unendlich viel Freude. Es fehlt hier an einem Vereinigungspunkte, und sie sind alle froh, ihn bei mir zu finden. Das Theater ist noch verwaist; niemand will gleich subscribiren, aber auch das wird sich finden.“ Sorgen machte ihr die drohende Besatzung Hamburgs durch die Franzosen und die traurige Lage ihrer von diesen belagerten Vaterstadt Danzig. „Lieber Arthur, verliere nur den Muth nicht“, schreibt sie diesem. „Auch deine Zeit wird kommen, wo es dir nach Wunsch gehen wird. Wenn man seine Wünsche zu beschränken weiß, so kann man sicher auf Glück hoffen. Das erfahre ich jetzt; denn was ist's eigentlich, was mich jetzt froh macht? Wie klein würde das alles in den Augen der großen Welt oder der eleganten Hamburger erscheinen?“

Nach Schütze mußte der erste Gesellschaftsabend Sonntag den

16. oder wenn man die Woche mit dem Montage beginnen ließ, Donnerstag den 20. gewesen sein. Dieser berichtet, zur nächsten Versammlung seien mehrere Familien, so die von Vertuch, Weyland und der Hofrätthin Ludcus (diese nebst ihrer Pfliegerochter) eingeladen gewesen, und jeden Donnerstag (sonderbar gedenkt er nicht der Sonntage) habe sich der Kreis erweitert. Goethe fehlte sehr selten. Bestimmt wissen wir, daß er am 23. und 27. zugegen war. Diese Regelmäßigkeit bei seinen Besuchen war in Weimar unerhört. Er kam mit einem Handlaternchen, wie wenn er zu Jena Fuß besuchte. Gewöhnlich sprach er zuerst bei der Dienerin Sophie vor, die in Weimar wegen ihrer außerordentlichen Gewandtheit und Pünktlichkeit berühmt war. „Der Zirkel, der sich Sonntags und Donnerstags um mich versammelt“, äußert die Schopenhauer am 28., „hat wohl in Deutschland und nirgends seines Gleichen; könnte ich dich doch nur einmal herzaubern! Goethe fühlt sich recht wohl bei mir und kommt recht oft. Ich habe einen eigenen Tisch mit Zeichenmaterialien für ihn in eine Ecke gestellt. Diese Idee hat mir sein Freund Meyer angegeben.*) Wenn er dann Lust hat, so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingeworfen, nur skizzirt, aber lebend und wahr, wie er selbst und alles, was er macht. Welch ein Wesen ist dieser Goethe! wie groß und wie gut! Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedesmal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre; denn ich sehe deutlich, daß er denselben Eindruck auf alle übrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Theil auch weit näher stehen als ich. Er selbst ist immer ein wenig stumm und auf eine Art verlegen,

*) Wenn Goethe in Jena Abends zur Theestunde bei Frommann erschien, fand er immer seine angefangene Zeichnung in seiner Nähe und alles Nöthige, wie F. F. Frommann berichtet, mit der Bemerkung, er habe um diese Zeit (1806) gern beim Reden gezeichnet. Auch bei der Herzogin-Mutter pflegte Goethe Abends zu zeichnen, zuweilen auch bei Knebel in Jena. Gegen Soltei bemerkte die Schopenhauer im Jahre 1832, Goethe habe an ihrem Theetisch Abends zuweilen drei bis vier Zeichnungen gemacht, die er habe zerreißen wollen, aber sie habe behauptet, er besitze kein Recht darauf, weil sie auf ihrem eigenen Papier, mit ihrer eigenen Tusche gezeichnet seien, und so habe sie diese erhalten.

wenn er kommt, bis er die Gesellschaft recht angesehen hat, um zu wissen, wer da ist. Er setzt sich dann immer dicht neben mich, etwas zurück, sodaß er sich auf die Lehne von meinem Stuhle stützen kann*); ich fange dann zuerst ein Gespräch mit ihm an, dann wird er lebendig und unbeschreiblich liebenswürdig. Er ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Aeußern; eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisiert und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. Er spricht von allem mit, erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Vertrauen zu ihm zu fassen, wenn er mit einem spricht, und doch imponirt er allen, ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm seine Tasse zu, wie das in Hamburg gebräuchlich ist, daß sie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand: in meinem Leben habe ich mich nicht so beschämt gefühlt; auch alle, die in der Nähe waren, sahen es mit einer Art Erstaunen. Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne. Dann ist immer Meyer und Fernow da, beide auch gar interessant, jeder anders. Dann kommen die Bertuchs, Dr. Schütze, ein sehr mittelmäßiger Dichter, aber sonst sehr geschick-

*) Schütze berichtet: „Wenn Goethe eintrat, schritt er, ohne rechts oder links zu schauen, mit steifer Haltung durch alle Personen hindurch geradeßweges auf die Wirthin zu, machte ihr sein ernstes Kompliment, und verneigte sich dann mit einer sanften Verbeugung gegen die übrigen im Kreise herum.“ Er möchte dies von der strengen Sitte der alten Zeit herschreiben. Dieses „Förmliche und Feierliche“ hatte Goethe sich angewöhnt, als man in Weimar wegen seiner Verbindung mit Christiane Vulpius gegen ihn äußerst verstimmt war; damals begann er im Aeußern den Hofmann zu zeigen. Vgl. mein Leben Goethes S. 434 f. 2. Aufl. Freilich traten darin auch die Gewöhnung seiner Jugend und eine vom Vater ererbte Seite seiner Natur in Folge der höhern Jahre schärfer hervor.

Dr. Riemer, der bei Goethe im Hause ist, auch ein sehr gebildeter guter Kopf. Das sind die Hauptpersonen, meine gute Ludecus nicht zu vergessen, die unter dem Namen Amalie Berg manchen recht hübschen Roman geschrieben hat*), und noch verschiedene Nebenpersonen, die anderswo Hauptpersonen wären. Um halb sechs versammeln sie sich. Wir trinken Thee, plaudern; neue Journale, Zeichnungen, Musikalien werden herbeigeschafft, besehen, belacht, gerühmt, wie es kommt. Alle, die was Neues haben, bringen es mit; die Bardua zeichnet irgend einen als Karikatur, Goethe sitzt an seinem Tischchen, zeichnet und spricht. Die junge Welt musiziert im Nebenzimmer; wer nicht Lust hat, hört nicht hin. So wird's neune und alles geht auseinander und nimmt sich vor, nächstens wiederzukommen.“ Schütze berichtet vom Abend des 27., Goethe habe die Frage vorgelegt, welchen Sinn der Nebentitel von Zacharias Werners Luther, „die Weihe der Kraft“ haben möchte. Das noch nicht im Druck erschienene Stück hatte großes Aufsehen auf der berliner Bühne erregt. „Jeder sollte seine Meinung sagen, ob eine geweihte Kraft oder eine Weihung der Kraft oder eine Weihung durch die Kraft oder was sonst darunter zu verstehen sei. Seine Absicht ging indeß weniger dahin, jene Worte erklärt zu wissen, als darüber zu scherzen.“

Bei einem Besuche, den die Echopenhauer der Frau von Egloffstein zu machen hatte, traf sie mit Wieland zusammen. Da der Alte es vernommen, hatte er sich dort eingestellt. „Er ist lebhaft genug für sein Alter“, schreibt sie am 28. „Er bat auch zu mir kommen zu dürfen. Bei schlechtem Wetter geht er nicht aus; daher ist er noch nicht gekommen. Da er ohne Spiel nicht leben kann, so wird er bei mir seine Rechnung nicht finden; denn in meinem Zirkel spielt niemand. Auch weicht er Goethen sehr an Interesse. Er trägt ein schwarzes Käppchen, wie ein Abbé; das giebt ihm bei seinem weißen Haare etwas Würdiges. Er hat eine französische Physiognomie, und kann nie gut ausgesehen haben; jetzt ist er, besonders ohne Brille, ziemlich häßlich. Er war gar freund-

*) Außer dem S. 117 erwähnten Roman hatte sie 1806 „Sophie Normann“ und ein Trauerspiel „Johanna Gray“ erscheinen lassen.

lich und aufmerksam gegen mich und schien viel von mir gehört zu haben.“

Kiemers Bericht über den „thé littéraire“ der Schopenhauer in einem Briefe an Frommann vom 29. ist sehr anschaulich. „Die unterste Etage, bestehend aus drei kleinen Zimmern en suite ist äußerst nett und geschmackvoll möblirt. Warme Teppiche bedecken den Fußboden, seidene Vorhänge zieren die Fenster, große Spiegel den Fensterraum und schöne Mahagonimeubel das Ganze. . . . Gewöhnlich sind schöne und modische Zimmermeublements hier nicht. . . . Das mittlere Zimmer ist das Entreezimmer, das eine rechts das Theezimmer, das andere links neben dem mittlern, um sich zu ergehen. Sie treten ein und finden eine Versammlung von Männern zunächst, und dann um den Theetisch die Damen. Goethe, Meyer, Fernow, Schüze, Weyland*), Conta sind die gewöhnlichen Besucher. Damen sind die Hofrätin Ludecus, Dr. Herder [die Wittve des Hofmedicus], Mlle Conta, Bardua zc. Man nimmt Thee, auch Zwieback und Butterbrot, man schwatzt von novis, politischen und literarischen; man spielt Klavier und singt. Um 6 geht man hin, um oder nach 8 schleicht man sich wieder fort. Die Dame ist reichgebildet (malt artig en miniature) und artig. Sie sucht nichts gerade darin; sie will nur unterhalten sein, und daran thut sie recht. Mir ist es sehr lieb, daß ich doch jetzt bei dem Mangel an Theater diese Ausflucht des Abends wöchentlich zweimal haben kann.“

Am 28. traf Frau Schopenhauer in der Abendgesellschaft bei der Kammerherrin von Fritsch, der früher als Hofdame der Herzogin Mutter so sehr gefeierten Henriette von Wolfskeel-Reichenberg, der Goethe vor drei Jahren zu ihrer Vermählung ein so hübsches Gedicht („Magisches Netz“) gewidmet hatte, statt Wieland, den sie dort erwartet hatte, zur höchsten Freude ihren Goethe, der sich auch hier liebenswürdig zeigte, aber nicht wie bei ihr. Am 3. Dezember brachte er ihr ein schön aus Papier ausgeschnittenes Bouquet des hamburgischen Malers Philipp Otto Runge, von dessen Arbeiten

*) So muß es statt „Weyland“ im Abdrucke („Das Frommannsche Haus“ S. 90) heißen.

er ihr mit großem Beifall gesprochen hatte. *) Sie war dadurch veranlaßt worden, in gleicher Weise einen von einer Fuchsia umschlungenen blühenden Kastanienzweig auszuschnneiden, den sie an jenem Abende auf Goethes Zeichentischchen gelegt hatte. „Nun hättest du ihn und seine Freude über meine Kunst sehen sollen, wie er es gewahr wurde!“ schreibt sie ihrem Sohne. „Gegen Runges Bouquet mußte ich freilich zurückstehen, aber meines war in der Art ein erster Versuch; denn die Blumen sind in Lebensgröße. Nun kamen verschiedene, die meine Arbeit für Runges Arbeit hielten, welche sie früher gesehen hatten; und Goethe rief dann ganz triumphirend, wenn sie lange bewundert hatten: „Mein, die Frau, die kleine Frau hat das gemacht! Solche Streiche macht sie! Sehen Sie einmal, sehen Sie einmal recht, wie hübsch das ist!“ Er freute sich darüber wie ein Kind zum Weihnachten. Den Abend ward nicht gelesen, aber viel Musik gemacht. Die übrigen gingen ans Klavier im Nebenzimmer, ich blieb allein bei Goethen an seinem Zeichentische; denn ich kann ihn nicht genug sehen und hören. Nun erzählte er mir von einem Ofenschirm, den ich so machen müßte, machte mir mit ein paar Strichen eine Zeichnung dazu und will mir auch beim Aufleben helfen. Wer kann sich Goethen so denken? Hernach versammelten sich Meyer, Fernow und Schütze um uns, wir machten einen kleinen Kreis; die Bardua kam dazu, mit welcher immer heillos umgegangen wird, und der Abend verging unter Scherz und Lachen.“

Um diese Zeit lernte sie beim Geheimerath von Schardt, dem ältern Bruder der Frau von Stein, die Frau Geheimerath von Wolzogen, die Dichterin der „Agnes von Lilien“, und deren Schwester, Frau von Schiller, kennen; beide fand sie sehr gebildet und in-

*) Schon im Frühlinge hatten ihn Runges mystische Zeichnungen lebhaft angezogen, über die er sich an den Mittwochmorgen gegen die sich bei ihm versammelnden fürstlichen Damen und Frau von Stein aussprach. Knebels Schwester schrieb am 21. Mai 1806, die ganz allerliebsten Gedanken dieser Zeichnungen ließen sich von Goethe selbst am besten hören. Seit dieser Zeit war er mit Runge in ununterbrochener Verbindung geblieben, wovon denn jetzt Frau Schopenhauer, wie früher seine Mittwochsgesellschaft, ihren Antheil erhielt.

teressant. Mit Frau von Schiller trat sie bald in nähere, freilich nicht vertrauliche Beziehung. Auch die so feingebildete Frau von Schardt, die längere Zeit in Hamburg gelebt hatte, hielt sich zurück. Der Kreis der Bekannten der Schopenhauer erweiterte sich immer mehr. Adelige und Bürgerliche begegneten ihr sehr zuvorkommend und freuten sich, die viel besprochene Fremde, die so bald einen höchst bedeutenden Kreis um sich gebildet hatte, persönlich kennen zu lernen. Ueber die traurigen politischen Verhältnisse hatte sie sich gefaßt, worauf Goethe wohl nicht ohne Einfluß gewesen. Der eisernen Nothwendigkeit sich zu fügen und an der angewiesenen Stelle das Seinige zu thun, schien ihr Pflicht zu sein. „Ich begreife es nicht“, schrieb sie, „wie man sich noch dem Unbesiegbaren entgegenstellen mag; er geht seinen Gang und was ihm in den Weg kommt, wird getreten.“ Von ihren Gesellschaften war jedes politische Wort ausgeschlossen.

Am Abend des 7. Dezember hatte sie einen Besuch des Oberhofmeisters der Herzogin Mutter, Freiherrn von Einsiedel, der sich ihr selbst vorstellte, weil es ihm zu umständlich war, fremde Vermittlung in Anspruch zu nehmen. „Denke dir eine lange Figur in völligem Hofkostüm“, schreibt sie ihrem Sohne, „mit Haarbeutel, Degen, Chapeaubas in tiefer Trauer um den Herzog von Braunschweig; denn er ist Oberhofmeister der verwittweten Herzogin [der Schwester des an seinen Wänden Gestorbenen]. Ich wußte gar nicht, was ich daraus machen sollte. Zum Glück war schon meine alte Ludacus bei mir, die ihn kannte und mir vorstellte. Da freute ich mich denn wirklich über diese Bekanntschaft; er ist als Dichter wohl auch dir bekannt und hat noch kürzlich den Terenz übersetzt, und zwar meisterhaft, wie ich höre. Er blieb nur bis um sechs, weil er die Herzogin nach Hofe begleiten muß, versprach aber recht bald wiederzukommen. Gleich darauf stellte sich Goethe ein, aber schon um sieben Uhr wurde er zu seinem höchsten Verdrusse abgerufen. „Die Frau des Marschall Lannes kommt hier durch und sollte bei ihm logiren. Weil sie schon viele Tage erwartet wurde und nicht kam, so meinte er, sie käme gar nicht, aß richtig zu Mittag eine kalte Gänseleberpastete, die für die Dame bereitet war, und kam den Abend zu mir. Nun kam die Dame, und die Pastete war

verzehrt, und er war bei mir und mußte fort.“ Die übrigen unterhielten sich diesen Abend über die ausgestellten Bilder der Bardua, unter denen die Porträte von Wieland, der Schopenhauer und ihrer Adele; das der Mutter fand man sehr ähnlich, dagegen war ihre freilich nichts weniger als schöne Tochter gar nicht getroffen. Man setzte der lustigen Malerin, deren aufsteigendes Talent sehr viel versprach, tapfer zu. Später las Meyer über geschnittene Steine, von denen er Abgüsse vorzeigte. Mit Falk stand die Schopenhauer damals in einem lustigen Kriege. Dieser schrieb ihr ganz unerwartet von Naumburg aus, wohin er als Dolmetscher des dortigen Kommandanten gegangen, er habe ihr zwei hübsche Pferde wohlfeil gekauft, und als sie von einem solchen Kaufe nichts wissen wollte, nahm er es ihr übel und schickte ihr einen witzelnden Brief.

Vierzehn Tage später berichtet Frau Schopenhauer: „Vorige Woche brachte ich einen sehr angenehmen Abend bei der Herzogin [Mutter] zu. Es war niemand dort als ich, die Hofdamen [von Böschhausen und von Stein], Goethe, Wieland und Einsiedel. Goethe zeichnete, wie immer. Ich finde ihn aber nirgends heiterer und lebenswürdiger als bei mir. Auch mit Frau von Schiller [von der sie am 8. besucht worden war] bin ich näher bekannt geworden; sie ist sehr gebildet, wie du leicht denken kannst; ihr Umgang ist mir sehr interessant. Wir sprechen fast immer von Schillern, und sie erzählt mir tausend kleine Züge von ihm, die es machen, daß ich immer mehr bedaure, so spät hergekommen zu sein. Goethe ist noch immer jeden Gesellschaftsabend bei mir. *) Gestern war mein Zirkel klein, aber um so interessanter, obgleich gerade niemand etwas zum Vorlesen mitgebracht hatte. Ich schnitt wieder Blumen aus, und Goethe war gewaltig geschäftig, sie zu einem Ofenschirm zu ordnen, den er selbst aufkleben will; dabei erzählte er Anekdoten aller Art. . . . Die Bardua malt jetzt Goethen; ich glaube fast, er würde mir auch sitzen, wenn ich ihn darum bäte; den Muth dazu hätte ich wohl, aber, wenn's zur Ausführung käme, und er mich

*) Am 13. schreibt dieser an Knebel, er habe sich gewöhnt, die Abende in Gesellschaft zuzubringen, und er hoffe, so über die nächsten sechs Wochen glücklich hinauszukommen.

dann so ernsthaft mit seinen durchbringenden Augen ansähe, dann wäre ich in Gefahr, davonlaufen zu müssen. Also lasse ich es lieber; die Bardua wird mir aber das Bild, welches sehr ähnlich werden soll, kopiren. . . . Jetzt sprach man bei mir vom Latein, wie nothwendig es wäre und wie wenig es jetzt gelernt würde. Ich sagte, du hättest es in deiner Kindheit durchaus nicht lernen können, obgleich du lebende Sprachen sehr leicht vollkommen begriffest. Goethe sagte, es wundere ihn nicht; es wäre ungeheuer schwer; da hülfte keine Methode, die ganze Kindheit müsse darauf zugebracht werden. „Wenn zehn Louisd'or auf einem Tische liegen, kann man sie leicht einstreichen; aber wenn sie tief in einem alten Brunnen liegen und Steine, Schutt und Gebüsch obendrauf, dann ist's ein ander Ding; ein Kind kriecht dann wohl mühsam hinein, aber ein Erwachsener muß es bleiben lassen.“ Ich sagte, du hättest Lust, es noch zu lernen, ich wolle dir aber abrathen. Das sollte ich auch nicht thun, sagte er; es bliebe doch immer etwas hängen, und wenn du es noch thun wolltest, so wäre es sehr gut und nützlich, obgleich du es zur Vollkommenheit nicht bringen würdest.“ Die Unzufriedenheit mit dem Kaufmannsstande, zu dem ihn der Vater bestimmt hatte, regte sich immer mehr in Arthur. Daneben quälte ihn sein Gehörleiden, wogegen er alle Mittel versuchte, und einer Operation wollte er sich nicht unterziehen. Die Mutter billigte dies. Seine Taubheit, schrieb sie ihm, sei das einzige, was sie jetzt an ihrem vollkommenen Glücke hindere, doch hoffte sie, daß er davon befreit werden würde, und sprach ihm Muth zu. Sie selbst beschäftigte sich fortwährend eifrig mit dem Italienischen, worin sie es den Winter so weit zu bringen hoffte, daß sie es mit Vergnügen lesen könne.

Am Abend des ersten Weihnachtstages fand sich auch wieder Goethe ein, obgleich ihn die am nächsten Tage erfolgende Eröffnung des Theaters sehr in Anspruch nahm. „Er ist ein unbeschreibliches Wesen; das Höchste wie das Kleinste ergreift er“, hören wir von der ganz von ihm hingerissenen Frau. „So saß er den ersten Feiertag Abend eine lange Weile im letzten meiner drei [durcheinander gehenden] Zimmer mit Adelen [der am vorigen Abend ein schöner Tannenbaum, den einige Damen ihr nach der Landes-

fitte mit vergoldeten Äpfeln, Nüssen und Wachslöchtern verziert hatten, Puppen, eine kleine Galanteriebude und anderes beschenkt worden war] und der jüngsten Conta, einem hübschen, unbefangenen sechzehnjährigen Mädchen. Wir sahen von weitem der lebhaften Konversation zwischen den Dreien zu, ohne sie zu verstehen; zuletzt gingen alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Sophiens Zimmer gegangen, hatte sich dort hingesezt und sich Adelsens Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück vor Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen und kam nun mit den frohen Kindern und einem so lieben, milden Gesicht zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu sehen, wie ich. Ihn freut alles, was natürlich und anspruchslos ist, und nichts stößt ihn schneller zurück als Prätension. Wir hatten den Abend nichts zu lesen; ein Aufsatz über die verschiedenen Mundarten der italienischen Sprache, welchen Fernow mit der ihm ganz eigenen Grazie und Klarheit geschrieben und vorgelesen und der uns einige Abende hindurch unterhalten hatte, war aus. Also kam es dann wieder ans Ausschneiden, wofür Goethe sich lebhaft interessirt. Mein Ofenschirm ist in voller Arbeit. . . . Ich fabrizirte den Abend noch mit Meyern einen transparenten Mondschein; denn Meyer muß immer so etwas haben; die übrigen standen umher und konversirten im zweiten Zimmer; Conta und die Bardua sangen zwischendurch ein Liedchen, und Goethe ging ab und zu, bald an meinen Tisch, wo ich mit Meyern arbeitete, bald nahm er Theil an jenem Gespräch. Mit einemmale kam man, ich weiß nicht wie, dort auf den Einfall, die Bardua, die sich ohnehin leicht graut, mit Gespenstergeschichten angst zu machen. Goethe stand gerade hinter mir. Mit einemmale machte er ein ganz ernsthaftes Gesicht, drückte mir die Hand, um mich aufmerksam zu machen, und trat nun gerade vor die Bardua und fing eine der abenteuerlichsten Geschichten an, die ich je hörte; daß er sie auf der Stelle erfann, war deutlich, aber wie sein Gesicht sich belebte, wie ihn seine eigene Erfindung mit fortriß, ist unbeschreiblich. Er sprach von einem großen Kopf, der alle Nacht oben durchs Dach sieht; alle Züge von dem Kopf sind in Bewegung; man denkt die Augen zu sehen, und es ist der Mund, und so ver-

schiebt sich immer, und man muß immer hinschauen, wenn man einmal hingesehen hat. Und dann kommt eine lange Zunge heraus, die wird immer länger und länger, und Ohren, die arbeiten, um der Zunge nachzukommen, aber die können nicht. Kurz es war über alle Beschreibung toll, aber von ihm muß man's hören und besonders ihn dazu sehen. So ungefähr muß er aussehen, wenn er dichtet."

Den folgenden Abend ward das Theater mit dem neuen Lustspiel „Die Erben“ von Frau von Weisenthurn wieder eröffnet, bei welcher Gelegenheit die Herzogin Luise, die durch ihr heldenhaftes Auftreten bei Napoleon das Land gerettet hatte, mit allgemeinem Jubel begrüßt ward. Tags darauf wurde nach der Oper „Der Schatzgräber“ der am 16. zwischen Napoleon und dem Herzoge geschlossene Friede, der das mit schwerer Kontribution belastete Herzogthum unter den Rheinbund stellte, unter Pauken- und Trompetenschall von der Bühne herab verkündet. Frau Schopenhauer war an diesem Morgen mit Fernow nach Jena gefahren. „Jena sieht traurig aus“, schreibt sie; „einige zwanzig Häuser liegen in Asche, und gerade am Eingange der Stadt. Von dem Gewühl, das die Studenten dort sonst machten, ist nichts mehr zu sehen, alles todt und still. Wir stiegen in der ‚Sonne‘ ab, und gingen dann zum Buchhändler Frommann. Die Frau ist eine Hamburgerin, aber sehr gebildet und liebenswürdig. Goethe hält viel auf diese Familie, besonders auf die Frau. Ich war ihr auch schon durch die Lodern empfohlen; also waren wir alte Freundinnen. Von da gingen wir zu Fahrentrüger [er hatte in Hamburg eine Privatunterrichtsanstalt gehabt und beschäftigte sich besonders mit Englischer Sprache], der ein gar lustiger Kauz voll Geist und Leben ist. Den Abend brachten wir beim Major Knebel mit Frommanns sehr angenehm zu. Die Frau singt wie ein Engel; er ist ein alter genialischer Feuerkopf, durchweg poetisch. Den andern Morgen frühstückten wir auf hamburger Weise bei Fahrentrüger, aßen bei Frommann, und waren den Abend mit einem großen Beilchenstrauß hier; denn das Wetter war durchweg so warm, daß an den Felsen, wo die Sonne am wärmsten wirkt, die Beilchen blühen.“ Den folgenden Tag, einen Sonntag, war wieder Gesellschaftsabend, wo

dann von der jenaischen Reise die Rede sein mußte. Damals war es wohl, oder kurze Zeit später, daß Goethe, wie die Schopenhauer am 5. Januar 1807 schrieb, ihr rieth, den Sommer nach Jena zu ziehen, wohin er selbst auch kommen werde; sie wollte sich vor der Stadt einige möblirte Zimmer miethen, die auf drei Monate etwa 10 bis 15 Thaler kosten würden. Sie nahm damals den griebach'schen Garten in Aussicht, ging aber später davon ab.

Am Sylvesterabend hatte sie zum erstenmal ein kleines Souper, das sie aber, obgleich Platz für mehr Personen war, auf zwölf beschränkte. „Goethe mit Frau, Fernow, Meyer, Dr. Kiemer, die Bardua und der Dichter Schüze, der ihr ein wenig die Cour macht, Professor Froriep aus Halle, Bertuchs Schwiegersohn und einer der schönsten und dabei angenehmsten Männer, Conta mit der Schwester, ich und Adele, das waren wir Alle, und gewiß einer der angenehmsten Zirkel. Goethe war auf sein Bestes (so!), und alle versichern mir, seit vielen Jahren keinen ähnlichen Abend erlebt zu haben. Auch war das alte Jahr schon seit zwei Stunden vorüber, wie wir uns trennten.“ Schüze berichtet: „Unter andern erzählte Goethe von dem Erfolge des großen Räthsels, das er in die Welt ausgesandt.*) Briefe über Briefe kamen mit Auflösungen, es kostete viel Porto, und der Bediente gerieth außer sich. ‚Lassen wir das noch eine Weile!‘ sagte er. ‚Es ging vorzüglich nach dem Harze zu, und endlich brach es sich am Brocken.‘ Dann neckte er die Bardua, die mich mit einem Einfall malen sollte.“

Den Neujahrstag war wieder Gesellschaftsabend. „Die Bardua hatte sich unter den Tisch gesetzt“, berichtet Schüze, „weil sie Goethes Befehl vom vorigen Tage nicht vollzogen hatte; als sie unter demselben hervorruschte, erschreckte sie Goethes ernstes Gesicht.“ Die Schopenhauer berichtet ihrem Sohne von diesem Abende: „Es wurde (von Fernow) ein Lustspiel von Schüze gelesen, das

*) Was hiermit gemeint ist, weiß ich nicht. Denn wollte man es auch für möglich halten, daß das Räthsel auf den Schalttag gemeint sei, das 1802 für Schillers „Turandot“ gedichtet war, und im ersten Bande der neuen Ausgabe der Werke gedruckt wurde, so widerspricht der Umstand, da dieser Band und die drei folgenden erst im nächsten März erschienen. Hier ist also noch ein Räthsel zu lösen.

ganz hübsch ist und allgemeinen Beifall fand. Sieh doch zu, daß du es ließt; es heißt: ‚Der Dichter und sein Vaterland. Als Vorschlag zur Todenseier aller Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden‘. Schütze hat diese Bahn noch nicht lange betreten, aber der erste Versuch ist glücklich; es ist Witß und Satire, aber ohne alle Bitterkeit und das ist selten. Goethe [der es schon kannte] hatte auch viel Behagen dran.*) Er war aber recht müde von der Schwärmerei der vorigen Nacht.“

Das Theater besuchte Frau Schopenhauer nicht jedesmal; gefiel es ihr auch ganz wohl, so übte es doch keine besondere Anziehungskraft auf sie. Conta, der ihr bisher ein so bequemer Begleiter gewesen, war dem Regierungsrath Müller, der die Verhandlungen mit Napoleon betrieb, beigegeben worden, wodurch sie eine gewisse Lücke fühlte. „Wollte ich ausgehen, so hatte ich keinen Arm“, schreibt sie; „wollte ich Schach spielen, so spielte er; wollte ich mir vorlesen lassen, so las er; wollte ich Musik, so sang er zur Guitarre; wollte ich quatre mains spielen, so spielte er; wollte ich malen, so saß er mir; wollte ich allein sein, so ging er; solch einen Cicisbeo finde ich nie wieder.“ Fernow hielt immer treu zu ihr. Seine Frau, eine Römerin, die fast nie ausging, weil gegen Rom in Weimar ihr alles armselig schien und sie in Folge der rauhen thüringischen Luft kränkelte, war ihr ganz unbekannt. Fernow hatte sie geheirathet, obgleich sie weder durch Schönheit noch durch Geist und Bildung sich auszeichnete, weil sie still und häuslich, von angenehmer Gestalt und dienstfertig war und sie ihre heftige Neigung zu ihm nicht verhehlen konnte.

„Am Abend des 4.“, schreibt sie, „sing Goethe an von seinem heran-nahenden Alter zu sprechen, mit einer Weichheit des Tons, mit

*) Nach Schütze äußerte er zuletzt, wo das zu einem Denkmale gesammelte Geld auf den Grabhügel des todt geglaubten Dichters gelegt wird und er nun plötzlich, es selbst zu empfangen, hervortritt: „Hier will ich dem Autor den Vorschlag machen, daß er einen von den Gesandten der grünen Inseln sagen läßt: ‚Ich muß gestehen, für diesen Fall habe ich keinen Auf-trag‘, was Schütze selbst für einen köstlichen Einfall erklärte, da es den Wider-spruch, für einen Lebenden nichts zu thun und für einen Todten Schätze zu einem Denkmal zu sammeln, recht ins Licht setze.

einem so edlen Selbstbewußtsein, daß er uns alle tief rührte. Dabei hielt er mich fest bei der Hand; er thut das oft, und erinnert mich dann lebhaft an deinen Vater, der mich denn auch so festhalten konnte.“ Den folgenden Morgen sprach er des Ofenschirms wegen bei ihr vor, hielt sich aber nicht lange auf, da sie eben ihre italienische Stunde hatte. „Es ist unbegreiflich, wie er sich an mich gewöhnt hat. Alles wundert sich drüber, und ich selbst wundere mich auch, aber ich freue mich drüber unbeschreiblich. Er ist mir bei weitem hier das Interessanteste; auch lebe ich so viel mit ihm, daß er sich in alle meine Vorstellungen einmischen muß.“ Eine besondere Freude dachte sie ihm und Meyer durch Stickmuster zu machen, die sie durch ihren Sohn von Hamburg kommen ließ. Diesem schreibt sie am 9. Januar: „Seit Krausens*) Tode dirigirt Meyer unter Goethens Inspection die hiesige Zeichenschule. Einige junge Mädchen sollen das Musterzeichnen dort lernen, um diese Anstalt, die eigentlich nicht für die höhere Kunst berechnet ist, gemeinnütziger zu machen, und nun sind die Herren Direktoren in großer Noth. Alle Damen sind mit ihrem gestickten Putze in Requisition gesetzt, alle botanischen Werke werden nachgeschlagen, und wenn ich mit diesem Schatze auftrete, werde ich wie ein Engel in der Noth erscheinen“. Tags vorher war ihre Abendgesellschaft größer, Goethe wie immer gewesen. An demselben Tage hatte Einsiedel sie besucht, der ihr täglich mehr gefiel. Nächstens wollte er die Uebersetzung eines Stückes des Plautus bei ihr vorlesen. Auf den Abend des 9. war sie mit Fernow, der von ihr unzertrennlich blieb, zu Frau von Wolzogen eingeladen, wo sie auch Frau von Schiller treffen sollte. Je trauriger die Nachrichten waren, die sie von Danzig und von so vielen Bekannten erhielt, die der Krieg in Noth gebracht hatte, um so mehr freute sie sich, daß sie einen so ruhigen, für Herz und Geist so glücklichen Ruheitz in der kleinen Residenzstadt an der Elm gefunden, welche freilich auch an der unerschwinglichen Kontribution litt, die der Allgewaltige ihr aufgelegt hatte. Die Herzogin opferte dazu ihren Schmuck.

Den 29. Januar dankte sie ihrem Sohne für die Stickmuster,

*) In Weimar nannte man Kraus gewöhnlich Krause.

die Goethe und Meyer außerordentlich gefallen hatten, und die gleichfalls von ihr gewünschten schwarzen, nach neuester Art von außen glasirten Kreidestifte. „Ich habe Goethen, Fernow, Meyer und der Bardua jedem einen Kreidestift verehrt, und sie haben sich alle hübsch bedankt. Ich habe Goethen auch die Nachtlampe, um nach der Uhr zu sehen, gegeben, weil er lezt drüber klagte, daß er oft aufwache und dann nicht wissen könne, wie viel es an der Zeit wäre. Dafür hat er mir einen Kasten mit transparenten Mondscheinen gegeben, und er wird mir zu dem Kasten immer mehr neue Mondscheine erfinden, und ich und Meyer werden sie ausführen, er mit dem Pinsel, ich mit der Schere. Es ist eine herrliche Sache um solche gemeinschaftlichen Arbeiten, die man mit Lust und Liebe anfängt und ausführt; es giebt kein schöneres, festeres Band fürs gesellige Leben. Ich habe immer mit meinen Freunden etwas vor, und das giebt ein Zusammenkommen, ein Berathen, ein Ueberlegen, als hinge das Wohl der Welt daran; am Ende wird es ein Ofenschirm. Aber es ist nicht der Ofenschirm, es ist die einzige, ewige Kunst, die ewig die Form wechselt und doch stets eine und dieselbe bleibt, die uns zusammenführt, und daß mir das Glück ward, die Kunst zu fühlen, zu lieben und auch nicht ganz ungeschickt zu üben. Das ist's, was mich jetzt in der Liebe dieser vorzüglichen Menschen so glücklich macht. Klugen, vernünftigen Leuten muß unser Beginnen fast thöricht erscheinen. Wenn so ein Senator oder Bürgermeister sähe, wie ich mit Meyer Papierschnitzel zusammenleime, wie Goethe und die andern dabei stehen und eifrig Rath geben, er würde ein recht christliches Mitleid mit uns armen kindischen Seelen haben; aber das ist eben das Göttliche der Kunst, sagt dein Liebling Tieck, wenn ich nicht irre, daß ihr Beginnen, ihre Werkzeuge fast kindisch und einfältig aussehen. Der Ofenschirm ist fertig und die Bewunderung aller Welt; er ist wirklich über Erwarten hübsch. Goethe hat lezt mit dem Lichte in der Hand wohl eine halbe Stunde davor geseffen und ihn besehen, und wer ihm näher kam, der mußte mit bewundern und besehen. Jetzt wird ein anderer gemacht, und zwar wird der echte Bogen Goldpapier, den ich aus London brachte, mit dazu gebraucht. Goethe ist seit einiger Zeit nicht recht wohl; er ist nicht krank, aber er fürchtet krank zu werden

und schont sich ängstlich, doch kommt er zu mir, wenn er irgend kann, und läßt sich in der Portehaise zu mir tragen. Er kommt mir bisweilen etwas hypochondrisch vor; denn seine Krankheit verschwindet, wenn er nur ein wenig warm in der Gesellschaft wird, und das geschieht so leicht. Am Dinstag (den 27.) gab ich einmal eine Extragesellschaft; denn ich mußte einige der adligen Häuser, in denen ich gewesen war, einladen. Wie wenig kostet ein solcher Zirkel und wie hübsch ist er! Ich hatte ein kleines Konzert. Mein neues Piano ist wunderschön von Ton; Werner, mein Musikmeister, spielt es sehr schön; auch singt er einen schwachen, aber angenehmen Tenor. Die Bardua und der erste Sänger bei der Oper, Strohmeier, *) sangen Duette, Arien und auch kleine Lieder, meistens von Goethen, zur Guitarre.***) Dann waren noch drei Musici von der Kapelle des Herzogs da. Alles dies kostete nichts als einige Gläser Punsch; diese Leute spielen nicht für Geld, sie kommen aber, wenn man sie bittet. Um neun Uhr ließ ich Punsch, Bouillon und Butterbrötchen herumgehen, wie in Hamburg in der Sonntagsgesellschaft beim Spiel, und wir blieben bis gegen zwölf Uhr lustig und guter Dinge zusammen. Die Goethen kam allein und sagte mir, er wäre nicht wohl, würde aber, wenn es ihm möglich wäre, eine halbe Stunde kommen, doch sei dies nicht gewiß. Miteins sah ich ihn aber im Nebenzimmer zwischen der Bardua und der Conta ganz gemüthlich sitzen. Ich lief gleich voller Freude zu ihm, die Mädchen machten mir Platz, und ich habe fast eine Stunde mit ihm geplaudert. Er erzählte mir viel von Huber, dessen Leben jetzt herausgekommen ist.***) Er war unbeschreiblich sanft und liebens-

*) Dieser bedeutende Bassist war im vorigen Jahre auf Befehl des Herzogs gewonnen worden. Zwei Monate später schrieb die Schopenhauer, Strohmeier habe eine hübsche Figur und eine wunderschöne Stimme, aber er spiele so, daß er öfter Strohmänn als Strohmeier genannt werde Vgl. C. W. Weber „Zur Geschichte des Weimariſchen Theaters“ S. 170. Niemer schreibt einmal mit launiger Vertauschung (am 16. April 1808) Jagemeyer und Strohmänn.

**) Der im Jahre 1805 von Weimar abgegangene Sänger Wilhelm Ehlers hatte sechs Gesänge Goethes, „mit Begleitung der Chitarra eingerichtet“, 1804 herausgegeben.

***) L. F. Hubers sämtliche Werke seit dem Jahre 1802, nebst seiner

würdig gestimmt. Du meinst, es sei unmöglich, vis-à-vis ihm nicht ein wenig scheinen zu wollen. Sähest du ihn nur, du würdest fühlen, wie unmöglich es ist, ihm gegenüber sich anders als natürlich zu zeigen. Er ist ganz Natur, und seine klaren, hellen Augen benehmen alle Lust sich zu verstellen; man fühlt, daß er doch durch alle Schleier sieht, und daß diesem hohen, reinen Wesen jede Verstellung verhaßt sein muß. Ich pflegte ihn nach besten Kräften, und hatte die Freude, einen Bedienten, der schon um acht Uhr gekommen war, bis eils mit der Laterne warten zu sehen. Seit gestern ist der Herzog wieder hier [er war von Berlin über Dresden zurückgekehrt] und der Prinz von Gotha auch; morgen ist der Herzogin Geburtstag. Das Alles macht in dem kleinen Neste viel Lärm und Spectakel und ist Schuld, daß ich Goethen und manchen andern bisher nicht sah. Morgen wird der Herzogin zu Ehren ‚Janiska‘ gegeben, worauf ich mich sehr freue.“ Cherubini hatte diese Oper nach einem italienischen Texte, den von Sonnenleithner später übersezte, für das wiener Hoftheater komponirt.

Am 3. Februar stellte Goethe für Frau Schopenhauer ein kleines Fest an, das ganz allerliebft war. „Er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamiren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen, und las mir mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, ‚Die Mitschuldigen‘ betitelt, vor; er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirths darin übernommen, was blos mir zu Ehren geschah; sonst thut er das nicht. Ich habe nie was Aehnliches gehört; er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamirt; niemand hat das Echte komische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute. Ein paar waren ihm zu kalt. ‚Seid ihr

Biographie B. 1. In der Vorrede schreibt dessen Gattin, Heynes Tochter: „Nur über einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, so trivial, so jugendlich, so vom Eindruck des Moments geboten manches ist. . . . Sollte das Ungefähr Goethen einen Blick in diese Blätter thun lassen, so wird er, auf der untastbaren Höhe, wo er steht, es gern sehen, daß Hubers Ansicht seiner eine der interessantesten Ansichten von Hubers Art zu urtheilen gibt.“ Knebel hatte gemeint, Goethe werde damit nicht zufrieden sein. Vgl. den Brief an seine Schwester vom 2. Januar. Frau von Schiller hatte sich schon am 17. Dezember gegen Knebel über das Buch ausgesprochen.

denn gar nicht verliebt?' rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halb ein Ernst. 'Seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahr alt, und ich kann's besser.' Wir blieben bis halb zwölf zusammen. Ich saß bei ihm und die Bardua auf der andern Seite; wir beide sind seine Lieb-linge. Am Donnerstag drauf (den 5.) bestand mein Zirkel fast nur aus Herren, aber es waren gerade die interessantesten; Frau von Goethe war die einzige Dame. 'Weil wir eben in solchem kleinen vertraulichen Zirkel sind', fing er an, 'so will ich denn einen Bericht von einer Naturmerkwürdigkeit mittheilen. Es ist billig, daß man unter Freunden sich dergleichen wechselseitig mittheilt.' Und damit fing er aus einem Briefe eine Geschichte einer Mansjell, die in die Wochen gekommen war, an zu lesen.*) Darüber kam die Bardua. 'Gerechter Himmel! da kommt die Bardua!' rief er aus. 'Nun darf ich nicht weiter lesen.' 'Es thut nichts!' sagte ich; 'die Bardua muß so lange draußen bleiben.' Das war Wasser auf seine Mühle. Der Bardua kündigte er gleich gravitatisch an, sie müsse draußen bleiben. Den Bertuch, den Sohn, der gewaltig lang ist, stellte er an die zugemachte Thür, welche die Bardua von draußen gewaltig berannte. 'Halten, halten Sie Ihren Posten wohl, Bertuch! Denken Sie, Sie sind in Breslau;**') es soll Ihr Schaden nicht sein. Ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen als hier.' Die Bardua machte einen erbärmlichen Spektakel; er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld. Zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Klavier. 'Eine Kriegslift!' sagte er. 'Hilft nichts! wir lesen lauter.' Und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie accompagnirte, wie in einem Melodram, bis ans Ende, wo sie dann feierlich hereingeholt ward. Alles dies ist nichts, aber man muß es sehen. Dieses kleine Intermezzo stimmte uns alle lustiger; es wurde viel den Abend gelacht. Zuletzt aber

*) Es war der Brief, den Heinrich Voß am 31. Januar ihm von Heidelberg aus geschrieben hatte, jetzt gedruckt im „Goethe-Jahrbuch“ V, 56—61.

**) Der Scherz muß sich auf eine Geschichte beziehen, die dem jungen Bertuch in Breslau begegnet und der Gesellschaft wohl aus dessen eigenem Berichte bekannt war.

kam das Gespräch auf die „Alemänischen Gedichte“ [von Hebel]. Meyer als Schweizer und Legationsrath Weyland als Elßasser sind der Sprache mächtig und lasen manches daraus sehr hübsch vor. Goethe ist die Sprache fremd; er las aber doch sein Lieblingsstück: „Gespenst an der Kanderer Straße“ (er hält viel von diesem Gedichte), und er las es, wie nur er lesen kann.“*) Um diese Zeit waren auch vier von Gerhard von Kügelgen gemalte Porträte (Delenschläger, Seume, Adam Müller und Fernow) in ihren Zimmern ausgestellt, über welche es zu lebhafter Unterhaltung kam. Goethe war ganz außerordentlich damit zufrieden, ja er glaubte, es gäbe wohl gegenwärtig keine bessere Porträtmalerei, und sprach deshalb den Wunsch aus, auch von Kügelgens größern Arbeiten etwas zu sehen.**) Vom Fastnachtssonntag (am 8.) hören wir nichts.

Am 12. gab die Schopenhauer ihrem Sohne ein paar Aufträge für Goethe. „Du siehst einliegende Karte; die habe ich mit Goethe fabrizirt, nämlich er hat R gezeichnet, und ich habe es ausgeschnitten, dann hat er es auf Papier gelegt, ist mit einem Tuschpinjel darüber gefahren, und wir haben eine gewaltige Freude über das schöne R gehabt, das dadurch wie gedruckt dastand. Es will verlauten, daß man in England ganze Alphabete dieser Art von Blech hat, die dazu dienen, um Inschriften und dergleichen sehr sauber zu fabriziren und auch schnell. Nun wollte ich dich bitten, zu sehen, ob man dergleichen in Hamburg fertig verkauft und mir den Preis davon zu melden. Machen wollen wir sie dort nicht lassen, das könnte man auch hier thun; auch sollst du sie nicht gleich kaufen, im Falle sie zu haben sind. Die Buchstaben müssen wohl einen Zoll groß sein oder auch etwas mehr; auch übersieh nicht den Einbug unten an der Karte; er dient dazu, daß man die Form gleich aufklippen kann; durch's Wegnehmen würde der nasse

*) Schon vor zwei Jahren hatte er in einer ausführlichen Beurtheilung der hebelschen Gedichte in der „Jenaischen Literaturzeitung“ sich höchst günstig darüber ausgesprochen und von dem „Gespenste an der Kanderer Straße“ bemerkt, in seiner Art sei nichts Besseres gedacht noch gemacht worden.

***) Vgl. Fernows Brief an Kügelgen vom 19. Februar und den Bericht über diese später in Dresden ausgestellten Bilder im „Journal des Luxus und der Moden“ 1807 S. 266 und 372.

Buchstabe verwischt werden.“ Dann wünscht sie zu wissen, ob Laurent noch ein Bild von Denner besitze, welches er ihr einmal habe verkaufen wollen. Goethe habe Lust, es zu kaufen, wenn der Preis nicht zu hoch wäre, aber dieser weigerte sich das Bild zur Ansicht zu schicken, worauf Goethe die Sache fallen ließ.

„Mein Leben dreht sich in dem schönen engen Kreise“, schreibt sie am 20. Februar; „je schöner es ist, desto weniger läßt sich davon sagen, doch habe ich diese Woche einige ungewöhnliche Pläsirlichkeiten gehabt. Am Montage (den 16.) wurde ‚Tasso‘ zum erstenmale auf einem Theater hier gegeben, und vortrefflich. Ich habe beim Lesen keinen Begriff von dem hohen Interesse gehabt, das man auf der Bühne auch an der Handlung dieses dem Ansehen nach so thatenlosen Stücks nehmen kann. Aber freilich muß es gespielt werden, wie es hier gespielt ward. *) Ehestern las Einsiedel Goethen, mir, Meyern und Fernow **) und einigen, die deshalb mich besuchten, eine Komödie aus dem Lateinischen des Plautus vor; sie heißt: ‚Das Gespenst‘ [die Mostellaria]. Einsiedel hat sie gar hübsch übersetzt. Goethe war so bezaubert davon, daß er sie ehestens hier spielen lassen will. ***) Trotz des Abweichenden der Sitten ist das Ganze so durchaus unterhaltend, die Situationen

*) Vgl. Goethes „Tag- und Jahreshefte“, Martersteig „Pius Alexander Wolff“ S. 40 ff. und mein Lebensbild der Frau von Stein II, 263 f.

**) Die Worte „und Fernow“ stehen in der Handschrift unmittelbar nach „Einsiedel“.

***) Hierauf scheint sich Schüzes Bericht zu beziehen, der, nachdem er zweier Uebersetzungen aus dem Plautus gedacht, die Einsiedel in seinem kräftig wiederherzigen Tone zum Besten gegeben, fortfährt: „Und wie Goethe darauf über die mögliche Darstellung sprach, glaubte ich zu bemerken, daß er mit seiner Neigung zum Plastischen in Gefahr war, im Komischen in eine mimische Breite zu gerathen, in welcher Stand zu halten kaum dem größten Komiker gelingt. Er erzählt aber in dieser Weise gern von den italienischen Komikern, wie z. B. ein im Rausch ins Elysium versetzter Mensch allmählich erwacht, um sich tafelt, die Augen reibt u. s. w.“ Terenziſche und plautinische Stücke waren schon früher in Weimar auf die Bühne gekommen, ja man hatte im Jahre 1801 Einsiedels Uebersetzung der „Brüder“ in Masken nicht ohne Beifall versucht. Weniger glücklich war man zwei Jahre später mit drei andern Stücken des Terenz, unter denen Einsiedels Bearbeitung des „Cunuch“ als „Mohrin“ oder „Mohrenflavin“.

so komisch, daß die alte Ludecus, die oben nervenschwach auf dem Sopha liegt, ganz unruhig über den Jubel ward, den wir unten trieben. Die Alten, lieber Arthur, sind doch unsere Meister, doch du bist in diesem Artikel ein Ungläubiger.“ Gleichzeitig theilt sie ihm einen Auftrag Goethes mit, der den Sänger Gilair vom hamburgischen Theater gern für Weimar gewonnen hätte.

Den 10. März giebt sie Arthur wieder einen ausführlichen Bericht von ihrem Leben, das seinen alten Gang gehe. „Am Sonntage (den 8.) hatte Goethe mich mit meinen beiden Freunden Meyer und Fernow zum Frühstück eingeladen, um mir Arbeiten von Rungen zu zeigen. Beschreiben kann ich sie dir nicht, sie sind zu wunderbar: aber mach' doch um Gotteswillen, daß du den Rungen kennen lernst! dir kann in Hamburg nichts Interessanteres widerfahren als diese Bekanntschaft. Ich konnte sie machen, Tischbein bot sie mir an, und ich möchte mich prügeln, daß ich's nicht that, aber die Dresdener, Neumann und Demiani besonders, hatten mich gegen ihn eingenommen. Welch ein poetisches Wesen ist dieser Mensch! Erst sah ich viel von seinen ausgeschnittenen Sachen; sie sind sehr schön, aber ich mache sie fast so gut. Goethe sagt, ich mache sie ebenso gut; das ist aber nicht wahr. Dann ist sein Gesicht in Kreide gezeichnet. Goethe sagt, er hat nie ein Gesicht wie seines gesehen. Dieser Kopf ist leider en face, er hat aber einen raphaelschen Blick, ohne Raphael zu gleichen. Dann sind vier große Blätter, bloße Umrisse in Kupfer gestochen; sie werden aber nicht verkauft, er verschenkt sie nur. Die sind eben das unbeschreiblich Wunderbare; es sind Blumen und Genien wie Arabesken, aber der tiefe Sinn, der darin liegt, die hohe Poesie, das mystische Leben!*) Du mußt sie sehen, mein Arthur; ich kann dir anders nicht helfen; ich weiß, du wirst davon ergriffen, entzückt, bezaubert werden. Meyern dabei zu sehen, ist höchst ergötzlich; er schimpft drauf wie ein Rohrsperrling, weil er immer davor stehen bleiben muß, bis ihm der Kopf weh thut. Hernach führte Goethe mich im Parke spazieren. Daß ich immerfort dachte: O Lord, o Lord etc.

*) Vgl. die Briefe von Henriette Knebel an ihren Bruder vom 21. Mai und 7. Juni 1806. Die Originalzeichnungen sah Goethe erst im Jahre 1808.

wirft du dir wohl selbst denken. Seit ein paar Abenden liest Goethe selbst bei mir vor, und ihn dabei zu hören und zu sehen ist prächtig. Schlegel hat ihm ein überseztes Schauspiel von Calderon („Der standhafte Prinz“) im Manuscripte geschickt; es ist Klingklang und Farbenpiel, aber er liest auch den Abend keine drei Seiten, sein eigener poetischer Geist wird gleich rege: dann unterbricht er sich bei jeder Zeile, und tausend herrliche Ideen entstehen und strömen in üppiger Fülle, daß man alles vergißt und den Einzigen anhört. Welch ein frisches Leben umgiebt ihn noch immer! Der arme alte Wieland kommt mir gegen ihn vor, wie der alte Kommandant von Eger, wenn Wallenstein ihm sagt: „An meinen Locken zogen die Jahre leicht vorüber.“ Du kennst die Stelle; sie heißt anders,*) aber das ist der Sinn davon. Auch fühlt Wieland sich durch Goethens Gegenwart gedrückt; deshalb kommt er nicht in meine Gesellschaft, so gern er möchte; denn wo er mich zu treffen weiß, geht er gerne hin. Letzt besuchte ich die Göchhausen, er kam gleich auch; denn er hatte von der Herzogin [Mutter] gehört, daß ich oben wäre. Diesmal interessirte er mich wirklich; er war traurig, denn er hatte den Tag vorher die Nachricht bekommen, daß seine erste und einzige Liebe, die alte Laroche, gestorben wäre. Er sprach viel von sich, seiner Jugend, seinem Talente. „Niemand“, sagte er, „hat mich gekannt oder verstanden. Man hat mich in den Himmel gehoben, man hat mich in den Noth getreten; beides verdiente ich nicht.“ Dann erzählte er, wie er der Laroche zu Gefallen die ersten Verse gemacht hätte; wie er eigentlich nicht zum Dichter geboren wäre; nur Umstände, nicht die Macht des Genies hätten ihn dazu gebracht; er habe seine Laufbahn verfehlt. Er hätte Philosophie studieren sollen oder Mathematik, da wäre was Großes aus ihm geworden; er hätte immer so gerne gerechnet, nun aber hätte er müssen Jura studieren. Nachher wäre er Registrator oder so etwas bei einem Archive in einem kleinen Städtchen geworden; da hätte er nun Verse gemacht, um sich von der jämmer-

*)

Und seh' ich mich

Dir gegenüber, ja, so möcht' ich rühmend sagen,
 Daß über meinem braunen Scheitelhaar
 Die schnellen Jahre machtlos hingezogen.

lichen Altenträmerei zu erholen. ‚Nie‘, sagte er, ‚hatte ich einen Freund, dem ich meine Arbeiten mittheilen oder darüber sprechen konnte; immer war ich alleine; niemand verstand mich, niemand kam meinem Herzen entgegen.‘ Lieber Arthur, einen fast achtzigjährigen Greis so sprechen zu hören, ist wahrlich betrübt. Und dieser heißt der Dichter der Grazien, und ist offen genug, sich gegen mich, eine Fremde, die er wenig kennt, und gegen eine alte Hofdame, die er wohl kennen muß, so herauszulassen. Ich begreife das nicht. ‚Hernach‘, sagte er, ‚kam ich hierher in's vornehme Leben, und da mußte alles eben bleiben, wie es war. Jetzt bin ich alt und stumpf, und werde wohl nicht lange mehr bei euch bleiben, und ich taue auch nicht mehr unter euch.‘ Die Göchhausen und ich trösteten tüchtig drauf los und widersprachen, was wir konnten. Ich führte ihm Voltaire zu Gemüthe; ich weiß, er hört sich gern mit ihm vergleichen. ‚Ach‘, sagte er, ‚Voltaire war ein ganz anderer Mensch! Was schrieb der noch in meinem Alter! Ich habe keine Phantasie mehr; mit mir ist's vorbei.‘ Indessen übersezt er doch noch den Cicero sehr emsig und mit großer Freude daran.“

Werner's „Weihe der Kraft“ hatte sie endlich gelesen: „Es sind einzelne herrliche Stellen und Szenen drin“, schreibt sie, „aber ‚Die Söhne des Thales‘ sind mir lieber. Luther selbst gefällt mir am wenigsten; er ist mir zu unbestimmt gezeichnet. Die Szene, wo er beim Uebersetzen die Starrsucht bekommen hat, ist zu arg. Auch sein Ton wechselt; bald spricht er schiller'sch, bald shakespeare'sch, bald echt luther'sch; das ist nicht gut. Es fehlt dem Ganzen an Haltung. Es ist schade um Werner, daß er mit dem großen Talent unter den verblasenen Berlinern lebt; hierher sollte er kommen und bei Goethen in die Schule gehen.“ Man hört hier Goethe's Urtheil über Werner durch. Dieser hatte sich am 6. „Die Weihe der Kraft“ von Meyer vorlesen lassen, worüber Frau von Stein launig äußerte, sie würde lachen, wenn sie eine Tragödie von diesem in seiner schweizerischen Mundart vorlesen höre. Dieser Freundin hatte der Dichter sich schon Mitte November wieder genähert, aber zu einer gemüthlichen Vertraulichkeit kam es zunächst nicht.

Arthur konnte indessen seinen Mißmuth über den ihm aufgedrungenen Kaufmannsstand nicht unterdrücken, was der Mutter große Sorge machte. „Wenn Fernow und Stephan Schütze mir erzählen, wie sehr spät sie zum Studiren gekommen sind, und ich doch sehe, was beide wurden“, schreibt sie ihm, „so fliegt mir so manches Projekt durch den Kopf; aber freilich, beide brachten Schul- und mühsam selbsterworbene Kenntnisse auf die Akademie, die dir bei der eleganten Erziehung, die du erhieltst und erhalten mußtest, mangeln; beide, in sehr beschränkter Mittelmäßigkeit an einem kleinen Orte geboren, konnten so manchen Genuß, ohne ihn nur zu wünschen, entbehren, der dir wenigstens für die Zukunft unentbehrlich sein muß. Also mußt du wohl in der Laufbahn bleiben, zu der du dich einmal bestimmt hast. Hier, wo niemand reich ist, sieht man alles anders; bei euch strebt man nach Geld, hier denkt niemand daran, nur leben will man; die Freude findet man in dem, wodurch man die Nothwendigkeit des Lebens sich erwirbt. Ich bin hier in einer ganz andern Welt, aber ich weiß wohl, daß die Welt, in der du lebst, auch sein muß, obgleich ich mich freue, daß ich ihr entronnen bin. Indessen kann es doch nicht fehlen, daß meine Ansichten dir bisweilen wunderbar vorkommen müssen, und ich verarge dir es nicht.“ Sie hatte damals ihr Porträt in Lebensgröße im Pastell nach dem Spiegel unter Meyers Rath zu malen angefangen.

Am 13. schreibt sie: „Gestern war mein Theezirkel. Ich denke, ich habe dir den Tod des Generals Schmettau erzählt, der hier verwundet lag und im Augenblick, da die Franzosen einzogen, sich aus dem Fenster stürzte, und wie ehrenvoll er hernach vom Feinde begraben ward. Die rechte Geschichte seines Todes wurde nicht ganz offenbar; es hieß, er wäre an seinen Wunden gestorben.*) Die Familie läßt ihm ein Denkmal setzen, wozu Goethe die Idee gab. Ein Haus, welches einstürzt, weil Jupiters Donnerkeil drauf fällt. Schmettau, in Rittertracht, das Schwert in der Hand, geht im Augenblick des Einsturzes mit festem Tritt heraus und sieht zürnend hinauf nach dem Donnerkeil, der eben einschlägt. Goethe

*) Vgl. mein Lebensbild der Frau von Stein II, 242—245.

zeichnete es mit ein paar Strichen auf, um es mir deutlich zu machen. Ich schicke dir seine Skizze.*) Bin ich nicht eine prächtige Mama? Aber nimm sie gut in Acht. Doch das thust du schon von selbst.“ Goethes Plan ward leider nicht ausgeführt, ohne Zweifel, weil man die Anspielung auf den Sturz Preußens nicht wollte. Schmettaus Grab wurde mit einem dreiseitigen, Inschriften tragenden Steine versehen, der mit einem Helme gekrönt ist.

Den folgenden Tag wurde Frau Schopenhauer durch einen Besuch Wieland's überrascht. „Er konnte es doch nicht übers Herz bringen“, berichtet sie am 23., „nicht zu mir zu kommen, wie die andern, und so kam er denn mit der Göchhausen angestapft, trank Thee mit mir und war seelenvergnügt. Es war keiner meiner Gesellschaftsabende, und ich hatte dem Professor Reinbeck**) versprochen, den Abend mir einen kleinen Roman von ihm vorlesen zu lassen, der in England spielt, und über welchen er, ehe er ihn drucken läßt, gern meine Meinung wissen wollte, besonders in Hinsicht auf Sitten, Lokal ic. Reinbeck kam also mit seiner Frau und Fernow mit einem Kammerherrn der verwittweten Herzogin, der mich kennen lernen wollte, auch dazu, und ich hatte einen recht hübschen kleinen Zirkel, der den alten Wieland recht zu erfreuen schien; besonders lieb war es ihm Reinbeck zu treffen, den er noch nicht kannte, und dieser freute sich ebenfalls nicht wenig darüber. Wie Wieland fort war, fing Reinbeck seine Vorlesung an. Die Geschichte ist ganz artig, aber Aufsehen wird sie wohl eben nicht machen, und das englische Leben war sehr verschlt; da habe ich aber ausgeholfen, so gut ich's vermochte. Fernow ward die Zeit darüber jämmerlich lang, er

*) Diese Skizze habe ich Salomon Hirzel für seine jetzt im Besitze der Leipziger Universitätsbibliothek befindliche Goethesammlung geschenkt.

**) Georg Reinbeck, 1766 zu Berlin geboren, war in Petersburg Lehrer an der deutschen Hauptschule und an dem kaiserlichen Pageninstitute gewesen. Seiner Gesundheit wegen war er im Jahre 1805 nach Deutschland zurückgekehrt und kurz vor der Schopenhauer nach Weimar gekommen, wo er mehrere kleine dramatische Arbeiten auf die Bühne zu bringen gedachte. Er blieb bis zum nächsten Frühjahr, wo er nach Heidelberg ging. Ein Band „Erzählungen“ von ihm („Eitelkeit“, „Unschuld und Liebe“ und „Schwärmerei“) erschien 1808. „Schauspiele“ hatte er schon vorher drucken lassen. Seine Frau, die großen Einfluß auf ihn hatte, war eine Freiin von Pallandt.

mußte dabei aushalten.“ Darauf kommt sie wieder auf ihren Lieblingsgegenstand. „Goethe verläßt mich nicht“, fährt sie fort; „er hat jeden Abend seinen ‚standhaften Prinzen‘ standhaft vorgelesen, bis gestern, wo er ihn zu Ende brachte. Es ist ein wunderbares Wesen drum, und es sind wahrlich Dinge darin, die gerade in's Herz dringen, und wo es mir anfängt möglich zu erscheinen, daß man Calderon neben Shakespearen nennt. Aber wie viel Wust, Haupt- und Staatsaktionen sind mit hineingewebt, und dann das ganze südliche Wesen, das Farbenspiel, das Spiel mit Bildern und Tönen, die unsere nördlichen Naturen gar nicht ansprechen. Indessen ist es doch ein hoher Genuß, von Goethen dies lesen zu hören; mit seiner unbeschreiblichen Kraft, seinem Feuer, seiner plastischen Darstellung reißt er uns alle mit fort, obgleich er eigentlich nicht kunstmäßig gut liest. Er ist viel zu lebhaft, er deklamirt, und wenn etwa ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm, wie in Drurylane, wenns dort eine Schlacht gab. Auch spielt er jede Rolle, die er liest, wenn sie ihm eben gefällt, so gut es sich im Eigen thun läßt. Jede schöne Stelle macht auf sein Gemüth den lebhaftesten Eindruck;*) er erklärt sie, liest sie zwei-, dreimal, sagt tausend Dinge dabei, die noch schöner sind, kurz, es ist ein eigenes Wesen, und wehe dem, der es ihm nachthun wollte! Aber es ist unmöglich, ihm nicht mit innigem Antheil, mit Bewunderung zuzuhören, noch mehr ihm zuzusehen; denn wie schön alles diesem seinem Gesichte, seinem ganzen Wesen läßt, mit wie einer eigenen hohen Grazie er alles dies treibt, davon kann niemand einen Begriff sich machen. Er hat etwas so rein Einfaches, so Kindliches. Alles, was ihm gefällt, sieht er leibhaftig vor sich; bei jeder Szene denkt er sich gleich die Dekoration, und wie das Ganze aussehen muß. Kurz ich wünschte, du hörtest das einmal.“ Weiter schreibt sie: „Diesen Sonntag (den 29.) wird Fernow eine Erzählung von Stephan Schütze vorlesen, die hübsch und lustig sein soll; dann kommt Goethe wieder mit einer Ballade. Zwischendurch singt die Bardua uns

*) Nach Schütze warf er am 22. bei der Szene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Hand dem kommenden Heere voranleuchtet, ganz von der Schönheit der Dichtung hingerissen, das Buch mit solcher Heftigkeit auf den Tisch, daß es zur Erde fiel.

ein Lied von Goethe, von Zelter oder Himmel komponirt; er hat das gern und extert [neckt] die gute Bardua nicht wenig, wenn sie undeutlich ausspricht oder gar die Verse verwechselt. Letzt habe ich entdeckt, daß sein [am Anfange des vorigen Jahres nach der Melodie eines geistlichen Liedes gedichtetes] Lied „Ich hab' mein' Sach auf nichts gestellt“ recht gut zur Melodie „Es gingen drei Burschen zum Thor hinaus“ sich paßt. Darüber hatte er große Freude, und nun muß die Bardua es jeden Abend singen. Diese Woche [es war die Karwoche] ist kein Theater, und da wird Einsiedel uns wieder einen Abend ein Stück aus dem Plautus vorlesen. Wieland wird uns auch wohl etwas von seinen Briefen des Cicero zum Besten geben. Fernow hat sie ihm durchsehen müssen, und er rühmt sie sehr.“

Ihr Sohn scheint bei ihr immer auf Sparsamkeit gedrungen zu haben; deshalb schreibt sie ihm so häufig, daß dieses und jenes sehr wenig koste. Nicht weniger äußerte er stets seine Sorge, daß sie zum zweitenmale sich vermählen werde, wogegen sie immer hervorhebt, daß ihre Unabhängigkeit ihr viel zu lieb sei. Einmal suchte sie ihm seinen Verdacht auf Fernow zu benehmen, der nicht mehr jung und längst verheiratet sei. Diesmal schreibt sie ihm, nachdem sie bemerkt, wie sehr glücklich sie in Weimar sich finde: „An Anbetern fehlt es mir auch nicht; aber laß dir nicht bange werden! Ein, wie ich glaube, reicher frankfurter Kaufmann, der sich einer Erbschaft wegen einige Zeit hier aufhielt, hat sehr ernstlich um meine Hand geworben, ich habe ihn aber ebenso ernstlich nach Hause geschickt. Dann ist hier auch ein Kammerherr der Großfürstin, von Schardt,*)

*) Ludwig Ernst Wilhelm von Schardt war der jüngste Bruder der Frau von Stein. Seine Frau war am 24. März 1805 in Eisenach kurz vor ihrer beabsichtigten Ueberfiedlung nach Weimar gestorben, wohin er am Ende des Jahres 1804 als Kammerherr gezogen worden war. Er hatte schon eine schöne Wohnung auf das feinste einrichten lassen. „Er ist außer sich über den Verlust“, äußert Frau von Stein; „denn all sein Geist stirbt ihm mit ihr hinweg. . . . Was wird nun aus Louis werden? Sie konnte alles so hübsch zurecht legen.“ „Dieser betrübt Wittwer ergießt und verjüßt seinen Schmerz durch Thränen, womit er seine Wangen stets benezt, doch schmeckt ihm die Mahlzeit,“ schreibt Henriette von Knebel am 30. März 1805. Darauf am 3. September 1806: „Der Schardt geht noch immer als Bräutigam herum, als wenn er sich noch nicht entschließen könnte.“ Ihn scheint auch die Schopenhauer im Sinne zu haben,

der mich gerne in den Adelsstand erheben möchte, ein herzlich alberner Tölpel, der eine geistreiche Frau gehabt hat und gerne wieder in mir hätte, der mich unverhohlen venerirt; alle Welt weiß es, aber abweisen kann ich ihn noch nicht, weil er aller Welt, nur mir nicht, seine Absichten erklärt. Dieser macht uns allen großen Spaß mit seiner prächtigen Uniform, seinem hohen Federbusch und seinem goldenen Schlüssel. Am Freitag (den 20.) hatte er mich und meinen ganzen Zirkel zu sich gebeten; die Bardua, seine Vertraute, mußte ihm eine Liste davon machen. Wir kamen auch alle, selbst Goethe. Ich machte den Thee und er spielte die Harmonika dazu. Was das gottlose Volk für eine Lust dabei hatte, kannst du dir denken; indessen er war seelenvergnügt und ließ sich nichts anfechten. Solche kleine Coterieespäße giebt es denn auch, und sie beleben das Ganze. . . Habe ich Zeit, so schreibe ich dir noch ein Zigeunerlied von Goethen hin, welches nie gedruckt ward, obgleich es schon lange existirt.“ Das ist nicht ganz richtig, da das aus dem damals noch ungedruckten Entwurf des „Gög“ stammende Lied bereits 1784 in Einsiedels „Adelar und Hilaria“ gedruckt worden. Goethe hatte es gefunden, als er seinen „Gög“ für das Theater bearbeitete, aber es auch jetzt noch zurückgehalten; nur dem Kreise der Schopenhauer scheint er es mitgetheilt zu haben. Diese selbst erhielt eine Abschrift davon, die sie ihrem Sohne mit der Bitte um Rücksendung zugehen ließ, da die traurigen Nachrichten, welche sie von der Belagerung ihrer Vaterstadt Danzig durch die Franzosen erhalten, sie nicht zum Abschreiben kommen ließen.

Um diese Zeit müssen zwei Gesellschaftsabende fallen, deren Schätze ohne nähere Angabe gedenkt. „Goethe hatte schottische Balladen mitgebracht und erbot sich, eine von ziemlicher Länge selbst vorzutragen, doch so, daß den wiederkehrenden Satz, der bei jedem Verse vorkam, die Frauen immer im Chor dazwischen sprechen sollten.“*)

wenn sie am 8. Dezember 1806 schreibt: „Ein Kammerherr hat der Bardua eine schlagende Nachtigall, das Futter dazu für den Winter und einen Ring obendrein versprochen, wenn sie ihn bei mir einführen wollte. Aber dem wirds so gut nicht; er soll dumm und langweilig sein; der paßt nicht für uns.“

*) Hiernach müßten es Uebersetzungen gewesen sein. Seine eigene Uebersetzung v. Däniger, Abhandlungen. I.

Der pathetische Vortrag begann, die Damen hielten sich bereit und fielen zur rechten Zeit ein. Glücklicherweise kam man über den ersten Vers hinaus. Aber als dieselbigen Worte sich zum zweiten- und drittenmal wiederholten, überwältigte die Frau Professorin Reinbeck ein unwillkürliches Lachen. Goethe hielt inne, ließ das Buch sinken und strahlte sie alle mit den feurigen Worten eines donnernden Jupiters an: „Dann lese ich nicht!“ Man war nicht wenig erschrocken; aber Johanna Schopenhauer bat vor, versprach auf's neue Gehorsam und verbürgte sich für die übrigen. Nun ging es in Gottes Namen wieder vorwärts.“ Es fällt doch auf, daß Schütze kein strafendes Wort für die Unart der vornehmen Dame hat, derselben, die in Heidelberg im Laufe dieses Jahres so viele gegen sich aufbrachte, daß Heinrich Voß sie in seinem Briefe an Goethe vom 21. Januar 1808 eine „schreckliche Frau“ nennt.*) Das Zusammensprechen im Chöre war doch keineswegs etwas so Lächerliches, wenn nicht etwa die Damen es lächerlich machten. Von einem andern Abende berichtet Schütze, ein Lustspiel des Professor Reinbeck sei mit vertheilten Rollen vorgelesen worden. Wenn derselbe weiter bemerkt, mehrere Stücke Reinbecks seien während dessen Anwesenheit zu Weimar mit Beifall aufgeführt worden, so kann ich diese nicht nachweisen. Vielleicht war von Reinbeck das einaktige Lustspiel „Der Pfandbrief“, der am 6. Mai gegeben wurde. Von Schütze erschien eine Woche später die launige Kleinigkeit „Die Journalisten“, aber ohne besondern Beifall auf der Bühne.

Goethe hatte am 1. April in seinem Hause wieder die Mittwochsversammlungen für die fürstlichen Damen und Frau von Stein begonnen, doch wurde dadurch sein Antheil an den schopenhauerischen Gesellschaftsabenden nicht gestört. Aber der am 10. erfolgte Tod der Herzogin-Mutter setzte ganz Weimar in tiefe Trauer. Frau Schopenhauer nahm daran um so herzlichern Antheil, als die Hingeschiedene ihr vertraulich entgegengekommen war und sie mit ihrem nähern Kreise in genauer Verbindung stand, wogegen

setzung der Ballade *The Miller of Dee* (vgl. meine Erläuterung zu den lyrischen Gedichten II, 276) könnte in diese Zeit fallen.

*) Goethe-Jahrbuch V, 55. Daß das Jahr 1807 im Datum auf Versehen beruht, der Brief 1808 geschrieben ist, hätte der Herausgeber sehen sollen.

sie dem herzoglichen Hofe noch fern geblieben war. „Heute wird sie in der Stille beerdigt“, schreibt sie am 13., „nachdem sie einige Stunden vorher auf einem Katafalk wird gesehen werden können. Ich will mit Bertuchs hingehen. Du weißt, ich sehe nie einen Todten, und ich glaube doch, es ist gut, auch dies zu können. Ich denke, die traurige Pracht, die um sie verbreitet ist, wird ein rührendes, aber kein schreckliches Bild in meinem Gemüthe zurücklassen. Ich will sie gern noch einmal sehen, die seltene Frau und noch seltener Fürstin. Sie soll im Tode ihrem großen Oheim Friedrich II. sehr ähnlich sehen; sie glich ihm schon im Leben; sie hatte auch die schönen, großen, blinkenden Augen, die bis ins Herz hineinsahen; nur waren sie wohl milder, als seine der Beschreibung nach sein mochten. Sie hatte etwas unbeschreiblich Gütiges und Freundliches in ihrem ganzen Wesen. Ich habe drei Abende und zwei Morgen in allem bei ihr zugebracht; sie hatte mich gern, und ich konnte mit ihr so zutraulich sprechen, als ob sie keine Fürstin wäre. Ach, sie war das Band, das die Bessern hier zusammenhielt! . . . Sie ist nur wenige Tage, dem Anscheine nach, ganz unbedeutend krank gewesen. Man konnte ihr ein weit längeres Leben versprechen; sie war fast nie krank, aber die vielen Schrecken, der Untergang ihres ganzen Hauses und alles, was sie die sechs letzten Monate erleben mußte, haben wohl ihr Leben untergraben, obgleich man ihr äußerlich nichts ansah.“ Denselben Abend schreibt sie: „Ich bin hingegangen mit den Bertuchs. Ich traf auf Meyer, der mich hinaufführte. Ich habe gesehen und nicht gesehen. Das schwarz behängte Vorhaus, die Treppen, mit Tuch schwarz bedeckt, die künstliche, durch tausend Kerzen erhellte Nacht, die lange schwarze Galerie, an deren Wänden die Lichter wie Sterne aussahen und kaum leuchteten, weil das Schwarz rings umher jeden Lichtstrahl fast einsaugte, alles das stimmte mich wunderbar feierlich, aber eben nicht traurig. Nun trat ich in den Saal; er war noch schwärzer, Seitenwände, Decken, Fußboden, alles schwarz; er war voll Menschen, und kein Laut war zu hören. Ich wurde vorgeschoben bis an das Geländer, das die Menge von dem Trauergerüste trennte. Da lag sie im Sarge mit ihrem Fürstenmantel; ich konnte in der grauenhaften Beleuchtung ihr Gesicht nicht unterscheiden; neben ihr lag

der Fürstenhut und der Szepter; die Juwelen daran blitzten wunderbar in dem Hellbunkel. Am Haupte standen zwei in Krepp gehüllte Damen, an beiden Seiten viele Männer in Trauermänteln mit großen, an den Seiten aufgekrempten Hüten, von denen lange Flöre herabhingen; sie standen starr und stumm wie Geister. Es waren alle, die zu ihrem Hofe gehörten, und Deputirte von der Stadt und den verschiedenen Departements; alle sahen gleich aus, alle schienen mir kaum lebendig. Einer sah mich an; er war blaß wie ein Todter; ich erkannte meinen Freund Fernow, der ihr Bibliothekar und auch ihr Freund war; es kam mir vor, als wäre er auch gestorben. Ich erschrak heftig. Dies und die schwüle Luft, oder was es sonst war, genug mir schwindelte. Ich wäre vielleicht ohnmächtig geworden, wenn Meyer mich nicht schnell ergriffen und herausgeführt hätte. Unten in der Frühlingsluft, unter den knospenden Bäumen ward mir gleich besser. Meyer führte mich zu Hause und blieb bis neun Uhr bei mir. Sein Gespräch erheiterte mich. Er erzählte mir viel von ihr; fünfzehn Jahre lang [vielmehr schon seit 1788] war er mit ihr in freundlichstem Verhältnisse; heute hatte er die traurige Pflicht, die Verzierung des Sarges, des Baldachins u. anzuordnen. Jetzt ist mir ganz wohl und ich werde ruhig schlafen; nur fürchte ich für Fernow. Seine Gesundheit ist nicht stark, sein Gefühl ruhig und tief; er liebte sie sehr und sie that viel für ihn; nun mußte er in der dumpfen Luft an ihrem offenen Sarge bis neun Uhr stehen. Meyer ist ein vortrefflicher Mensch; ihn von Weimar und dem ehemaligen Leben hier erzählen zu hören, ist ganz einzig. Er hat mich ganz wieder erheitert. Goethe schätzt und liebt wohl niemand so wie ihn. Er muß hier nolens volens Verzierungsrath sein. Wir haben neulich in einem Anfälle von lustiger Laune eine Menge Rätthe erdacht; ihn nennen wir also beliebter Kürze wegen den Zierrath und alles, was nicht Rath ist, zum Beispiel Schütze, Fernow, heißt Unrath.“

Am 15. April hielt Goethe seine Mittwochsgesellschaft und wahrscheinlich war er am folgenden Abend noch bei der Schopenhauer. Aber in der nächsten Nacht wurde er von einem äußerst heftigen Anfalle seines alten Uebels heimgesucht, doch konnte er schon am 18. Frau von Stein brieflich für ihre Anfrage und eine

Sendung danken. Das Fallen des Barometers, schrieb er, habe sich an ihm gerächt; auch sei in der letzten Zeit so viel zusammengekommen, und er habe sich nicht geschont. Zwei Tage später hatte er sich von den Folgen seines Anfalls wieder ziemlich erholt, doch noch am 22. verbot ihm der Arzt, die Mittwochsgesellschaft zu halten. Wie ihm die Schopenhauer ihren Antheil bezeigt, wissen wir nicht. Diese meldet ihrem Sohne am 28.: „Ein großes Unglück hat über uns geschwebt; es ist vorübergezogen. Goethe ist dem Tode nahe gewesen. Seit vierzehn Tagen, die er krank war, habe ich ihn nicht gesehen; jetzt ist er besser und kommt hoffentlich übermorgen zu mir; dann gebe ich meine Gesellschaft zum letztenmale. Es wird jetzt Sommer und die Zeit der Geselligkeit ist vorüber. Er hat der verwittweten Herzogin eine Standrede gehalten, die am Tage ihres feierlichen Leichenbegängnisses in der Kirche abgelesen wurde. Gerne schickte ich sie dir, wenn sie nicht auf so dickem Papier gedruckt wäre. Sie ist, ich weiß nicht, ob in der hallischen oder jenaischen Literaturzeitung, abgedruckt; dort kannst du sie finden, auch kommt sie wohl ins „Morgenblatt.“*) Wie wunderbar der große Mann jeden Ton zu treffen weiß! wie meisterhaft alles ist, was von ihm kommt! Im Modejournal des künftigen Monats wirst du einen sehr hübschen Aufsatz über sie von Fernow finden.***) Auch einen über eine große Katzbalgerei, die in Dresden unter den Malern bei der diesjährigen Ausstellung entstanden ist.***) Vor ein paar Monaten war auch etwas von

*) Einen Auszug, nicht von Goethes Hand, einen „Nekrolog“, brachte das Intelligenzblatt zur jenaischen Literaturzeitung vom 18. Einen Abdruck gab das „Morgenblatt“ vom 29., und schon sechs Tage früher brachte die „Zeitung für die elegante Welt“ den ganzen Aufsatz.

**) „Den Manen der verewigten Herzogin Anna Amalia“, „F.“ unterzeichnet, S. 277—285.

***) So schrieb auch Fernow am 3. Mai an Kugelgen, im nächsten Stücke des Modejournals werde er einen vorgebliehen Brief aus Dresden finden, in welchem er ihren letzten Ausstellungsstandal erzähle; er hätte nicht geglaubt, daß die großen Künstler in Dresden sich so geberden würden. Doch ward dieser Brief unterdrückt, die Fortsetzung der im Aprilhefte begonnenen, C. V. unterzeichneten „Künstlerinnerungen aus Dresden“ erschien erst im Junihefte als „Gemäldeausstellung in Dresden“ und gedachte des Streites nicht.

meiner Fassung darin, aber nur eine Uebersetzung, nämlich die englischen Moden.*) Bertuch hat hier niemand, der Englisch ordentlich versteht, da half ich ihm aus der Noth, aber lustig wars mir, mein Geschreibsel gedruckt zu lesen. Morgen wird „Das Gespenst“ von Plautus hier gespielt, welches Einsiedel übersezte und bei mir vortrug; ich freue mich darauf; es wird ganz nach alter Weise mit Masken gespielt.**) Am Sonnabend [den 25.] wurde „Don Carlos“ ziemlich gut gegeben; besonders Wolff und seine Frau als Posa und Eboli spielten meisterhaft. Das Ende war mir neu; Schiller hat's kurz vor seinem Tode verändert. Wie der König den Carlos mit der Königin überrascht (der Großinquisitor bleibt ganz weg), brennt Don Carlos zwei Pistolen auf den König ab, die beide fehlen; der König giebt Befehl, ihn der Hermandat auszuliefern. Die Königin liegt in Ohnmacht, Carlos tritt zu ihr, betheuert ihre Unschuld in einer langen Rede und ersticht sich. Fürs Theater ist dies Ende wohl befriedigender, aber mir wollte es doch nicht gefallen, vielleicht wegen des Ungewohnten.“ Zuletzt spricht sie noch ihren Aerger über den von Hamburg zurückgekehrten Ridel aus, der ein armer, ängstlicher Philister sei. „Du weißt, Tischbein hat ein Efelbuch, das er gar nicht aus den Händen giebt***); er will es gern mit Erläuterungen bekannt machen, und gab mir damals einen Brief an Professor Kemmer in Braunschweig, damit ich mit dem drüber sprechen und dann Tischbein meine Meinung von ihm melden sollte. Ueber alle dem Wirrwar schrie ich nur durch Ridel erst, und rieth Tischbein davon ab, weil Kemmer mir nicht der Mann dazu scheint. Zugleich bat ich ihn, das Buch durch Rideln an Goethe zu schicken, mit dem ich drüber gesprochen hatte. Er hat es auch gewollt, was mich sehr wundert, und der ängstliche Ridel hat's nicht mitnehmen wollen, weil Goethe es der Efel wegen seiner Meinung nach übelnehmen könnte, ist also abgereist, ohne von Tischbein Abschied zu nehmen. Ist das nicht eine echte Efelei?“ In

*) „Londner Moden im Dezember 1806“, im Märzhefte S. 204—207.

**) Die Vorstellung fand keinen Beifall.

***) Es ist die nicht veröffentlichte „Lebensgeschichte des Efels“ gemeint, um die sich auch Falk bemüht hatte. Vgl. Schiller zu Tischbein's „Aus meinem Leben“ I, S. XXV.

Folge dessen unterblieb zunächst alle weitere Verbindung Tischbeins mit Goethe.

Die eben gegebenen Mittheilungen schließen den Brief, dessen Hauptinhalt der Entschluß ihres Sohnes bildet, den Gelehrtenstand zu ergreifen. Am 28. März hatte er ihr mit so gelassener Ruhe seine unbezwingliche Unzufriedenheit mit dem Kaufmannstande und seinen mächtigen Trieb nach einem der Wissenschaft gewidmeten Leben ausgesprochen, daß sie nicht unterlassen konnte, die Sache reiflich zu erwägen. Sie berieth sich deshalb mit Fernow, der schriftlich sich eingehend über den Entschluß aussprach, sich so spät die gelehrte Bildung zu verschaffen. Diesen Ruffaß*) legte die Mutter ihm bei. Ernstlich bat sie ihn, die Sache allseitig zu erwägen und sich zu prüfen, ob der Gang zur Wissenschaft so groß in ihm sei, daß er die Aussicht auf fünf bis sechs Jahre sehr angestrengter Arbeit und am Ziele ein mäßiges arbeitsvolles Leben aufwiege; dann möge er sich entschließen, Arzt oder Jurist werden; denn für ein Brodstudium müsse er sich bestimmen, nicht allein weil er nicht reich genug sei, um von seinen Renten zu leben, sondern auch weil nur ein solches feste Bestimmtheit gebe. „Ich sage dir nicht, daß du mich nicht betrügen sollst (denn ich kenne dich und deine feste reine Rechtschaffenheit), aber mit Thränen im Auge beschwöre ich dich: ‚Betrüge dich selbst nicht! Gehe ernstlich und ehrlich mit dir selbst um!‘ Es gilt das Wohl deines Lebens, es gilt die Freude meiner alten Tage; denn nur von dir und Adelen hoffe ich Ersatz für meine verlorene Jugend. Ich ertrüge es nicht, dich unglücklich zu wissen, besonders wenn ich mir den Vorwurf machen müßte, durch zu große Nachgiebigkeit dies Unglück dir zugezogen zu haben.“ Sei er entschlossen, so werde sie ihn wenige Meilen von Weimar in einer Stadt oder auf dem Lande bei einem geschickten Schulmanne unterbringen, wo er nach Fernows Ansicht, wenn er zwei Jahre fleißig Tag und Nacht arbeite, so viel Latein und was sonst nöthig sei, erlernen könne, um ein Gymnasium besuchen zu können. Sie überließ ihm ganz die Entscheidung, wenn

*) Gwinner hat ihn in „Schopenhauers Leben“ S. 55 ff. (2. Aufl.) mitgetheilt.

sie auch hoffte, die ihm ernst vorgehaltenen Schwierigkeiten würden ihn im Kaufmannstande zurückhalten.

Mit diesem Briefe vom 28. April brechen die uns vorliegenden Briefe an Arthur ab; aus den spätern bietet jetzt die zweite Auflage von Gwinners Leben Schopenhauers bedeutende Auszüge. Unsere bisherigen Mittheilungen geben ein in sich geschlossenes Bild der Anfänge jener Abendgesellschaften, der mächtigen Anregung, welche diese von Goethe empfingen, und der genußreichen Erholung, welche sie dem Dichter boten. Es ist ein eigenes Schauspiel, wie die Schopenhauer durch die bloße Anziehungskraft ihres gemüthlichen, bildungsreichen und fest auf sich beharrenden Wesens in jener traurigen Zeit ohne besondern Aufwand, ja ohne daß sie sich ernstlich darum bemühte, einen schönen Kreis um sich versammelte und festhielt, dessen belebender Mittelpunkt der von der Gesellschaft durch seine Heirat fast ausgeschlossene Goethe war, dem diese Verbindung eine edle Zuflucht seiner nach liebevoller Anerkennung seiner menschlichen Eigenthümlichkeit, seines vollen Herzens, seines edlen Strebens sich sehnenen Natur war. Sein Dichterruhm, seine wissenschaftlichen Entdeckungen standen ihm hier ganz fern, nur als Mensch wollte er hier geachtet und geliebt sein. Damals lagen ihm die Farbenlehre und die naturwissenschaftlichen Fragen, wie die von Riemer aufbewahrten Aphorismen zeigen, sehr am Herzen, aber im Kreise der Schopenhauer verlautete hiervon ebenso wenig als von sonstigen Arbeiten, besonders der Durchsicht seiner Werke, nur gelegentlich geschah eines oder des andern neu darin erscheinenden Gedichtes Erwähnung. Wir haben hier eine ganz ähnliche Erscheinung wie in den Briefen W. Humboldt's an eine Freundin, die uns gar nicht ahnen lassen, welche großartigen Sprachforschungen seinen Geist zu derselben Zeit in Spannung hielten. Für Goethe war die begeisterte Bewunderung der zu ihm aufschauenden Frau ein Lebensbalsam, dessen er damals so sehr bedurfte, wo sich die höhern Kreise, besonders die Damen, mit denen er bisher in freundlicher Verbindung gestanden, durch seine Trauung mit Christiane Vulpius verletzt fühlten. War ja selbst Frau von Schiller darüber so erbittert, daß sie den natürlichen Gesichtspunkt gar nicht finden, sogar als ihre Mutter ihr denselben vorhielt, sich dabei nicht be-

ruhigen konnte: sie fand diesen Entschluß nutz- und zwecklos, meinte gar, eine solche Zeremonie sollte man nur in den glücklichsten Tagen seines Lebens feiern oder nie; das Nachtheilige des Eindruckes davon auf die Gemüther lasse sich nicht unterdrücken. Deshalb konnte sie sich auch nicht entschließen, ihm, wie andere gethan, dazu Glück zu wünschen. Wenn Charlotte von Schiller also urtheilte, wenn sie sich durch ihren leidenschaftlichen Haß gegen die „Demoselle“, mit dem sie auch Schiller angesteckt hatte, so weit fortreißen ließ, wie viel ärger mußte die Trauung auf Frau von Stein wirken! Da war es kein Wunder, daß Goethe sich von diesen Kreisen und dem Hofe, mit dem sie in nächster Verbindung standen, zurückgestoßen fühlte. In dieser Vereinsamung mußten die innige Theilnahme und die warme Verehrung, welche er bei der neuen Freundin fand, ihm wunderbar wohlthun, seine Seele heiterm Vertrauen öffnen. Natürlich erweckte ein so enges Verhältniß zu der Fremden eine gewisse Eifersucht in Frau von Stein, aber Goethe ging mit ruhiger Besonnenheit seinen Weg, da jede Leidenschaftlichkeit seiner Neigung fern blieb. Er freute sich der edlen Zuneigung einer so bedeutenden, bildungsreichen und bildungsbedürftigen, gemüthvollen Frau, welcher seine Theilnahme einen festen Mittelpunkt in Weimar gegründet hatte, und gab sich rücksichtslos dem heitern, durch Kunst verschönten Leben hin, welches er in ihrem Hause fand. Sie selbst, die sich ihre Unabhängigkeit zu erhalten suchte, machte keinen Anspruch an ihn, sie betrachtete alles, was er ihr bot, als eine unverdiente Gabe des Glückes, und wenn sie wirklich, wie Ludacus berichtet, auf die Frage, wie Goethe dazu gekommen, seine Haushälterin zu heiraten, erwiderte, er habe kein feiner würdiges Frauenzimmer finden können, so sprach sie damit ihre volle Ueberzeugung aus. Sein Verhältniß zu dieser edlen Freundin erhielt sich in inniger Herzlichkeit, auch als die vornehmen Damen von ihrem Abscheu gegen seine Heirat sich wieder so weit erholt hatten, daß die Verbindung mit ihnen und dem Hofe sich herstellen konnte. Die dankbare Erinnerung dessen, was sie ihm in trüber Zeit geworden, verließ ihn nie, konnte die Verbindung auch nicht so eng, fast ausschließend wie früher bleiben. Zunächst verwandte er seinen Einfluß, daß man Fernow, der durch den

den Tod der Herzogin Mutter seine Stelle verloren, wenn er auch sein Gehalt behielt, nicht wieder als Professor nach Jena sandte, sondern er Weimar, wo er auf Goethes Anregung die Herausgabe der Werke Winkelmanns unternommen hatte, und dem schopenhauerischen Kreise erhalten blieb. Der darauf bezügliche Brief Goethes an Voigt ist vom 1. Mai. Goethe selbst war mit der Farbenlehre und der Durchsicht der letzten Bände beschäftigt. Seine Mittwochsverksammlungen konnte er freilich fortsetzen, doch fühlte er sich sehr ermattet und lebte „in halber Hypochondrie“. Auch ihm gab die Schopenhauer von dem Entschlusse ihres Sohnes Kunde, über dessen Ausführung sie viel mit Fernow und Meyer verhandelte. Am 11. Mai nahm Goethe von ihr Abschied, da er am nächsten Sonntag, den 15. nach Karlsbad gehen wollte. „Gebe der Himmel, daß er mit neuem frischen Leben zurückkehre!“ schrieb sie ihrem Sohne.

Dieser kam bald nach Goethes Abreise zu Weimar an, wo seine schon früher besprochene Uebersiedelung nach Gotha ins Werk gesetzt wurde. Fernow brachte ihn entweder allein oder in Begleitung der Mutter nach Gotha oder leitete dort die nöthigen Verhandlungen; denn am 11. Juli schreibt er an Kugelgen, er sei vier oder fünf Tage in Gotha gewesen. Seine Wohnung hatte Arthur beim Gymnasiallehrer Lenz, Privatunterricht erhielt er im Lateinischen vom Direktor Döring; in der Selecta des Gymnasiums nahm er an den Stunden im Deutschen unter dem trefflichen Friedrich Jacobs Theil. Mit unendlichem Eifer gab er sich, obgleich er auch an Vergnügungen sich vielfach betheiligte, seinen Studien hin und machte bald die glänzendsten Fortschritte zur innigen Freude der Mutter. Mitte Juli begab sich Fernow mit Schütze nach Karlsbad, wo er Heilung von seinen Fieberanfällen und dem stechenden Schmerze auf der Brust suchte. So fanden sich also drei ständige Mitglieder des schopenhauerischen Kreises in Karlsbad zusammen, freilich in leidendem Zustande. Bald nach Fernow und Schütze anfangs September kehrte auch Goethe nach Weimar zurück, wo sein zur Wiedereröffnung der Bühne am 19. September gedichtetes Festspiel auf die Wiedervereinigung der herzoglichen Familie sich allgemein herzlichem Beifalls erfreute. Hatte er sich auch jetzt dem Hofe mehr genähert, wo er regelmäßig

Dienstags am Morgen bei der Prinzessin Karoline, Abends bei der Herzogin war, so blieb doch die Abendgesellschaft der Schopenhauer nicht unbefucht. Daß er Abends sehr oft in Gesellschaft gehe, berichtet Kiemer den 14. Oktober an Frommanns Gattin. Am Sonntag den 1. November führte er bei der Schopenhauer die romantisch tolle Bettine Brentano ein, die an diesem Tage mit Schwester und Bruder nach Weimar gekommen war. *) „An sich schon zog sie durch ihr drolliges, naives Wesen an, und durch die Art, sich auszudrücken,“ berichtet Schütze. „Wie wenn sie sich halbversteckte, theilte sie sich lieber wenigen in ihrer Nähe als dem größern Kreise mit. Wenn man sie ansah, konnte man ihr wohl glauben, daß sie auf der Reise in Mannskleidern die Rolle eines jungen Burschen mit Glück gespielt, dem Postillon gefallen und sich und andere mit mancher kleinen Verlegenheit geneckt habe. Auch das Klettern auf Bäume traute man ihr zu. Ein leises Fragen, ob man sie fasse oder ihr glaube, drang aus den hin und her und abwärts gehenden Blicken. Ein heiterer, gutmüthiger Kobold sprach aus ihrem ganzen Wesen, wobei noch eine Schwärmerei über die Musik sie ins Geisterhafte erhob.“ Ob auf diese Schilderung der zur Zeit ihrer Abfassung vorliegende „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ einigen Einfluß gehabt, bleibe dahin gestellt. Am Tage vor dem Gesellschaftsabend des 12. ging Goethe mit Kiemer nach Jena, von wo er am 18. Dezember nach Weimar zurückkehrte. Ihm folgte gleich darauf der früher seiner mystischen Ueberschwenglichkeit wegen bespottete Zacharias Werner, dessen „Luther“ von der weimariischen Bühne ausgeschlossen worden war. Goethe hatte ihn jetzt näher kennen lernen und seine noch ungedruckte „Wanda“ zur Feier des Geburtstages der Herzogin bestimmt. Auch bei der Schopenhauer führte Goethe Werner ein, und zwar noch vor dem nächsten Gesellschaftsabend. „Wir haben gestern bei der Schopenhauer mit Werner gegessen,“ schreibt Kiemer den 23. an Frommann. „Nach

*) Die Schopenhauer selbst schreibt (Jugendleben II, 39): „Bettina in Weimar, durch Goethe bei mir eingeführt.“ Wie wenig sie für diese eingenommen war, dürfte sich aus ihrer spätern Aeußerung an Holtei über „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ ergeben: „Bettina hat ein Lügengewebe, mit Gold und Silber und schreienden Farben staffirt, zu Tage gebracht.“

Tische las er uns die bekannten und noch einige andere Sonette vor, und selbst Fernow fand sie, der schwer zu befriedigende, Lobenswerth.“ Von jetzt an erschien Werner sehr häufig bei der Schopenhauer, auch ohne Goethe. Als Goethe am 23. die Familie Frommann auf die Weihnachtstage zu sich einlud, wurde auch schon der Besuch der Schopenhauer am Sonntagsabende in feste Aussicht genommen, doch kam derselbe nicht zu Stande. Den Sylvesterabend, der diesmal auf einen Donnerstag fiel, verbrachte Goethe bei der neuen Freundin. Es waren auch Sänger und Sängerinnen des Theaters eingeladen. Schütze berichtet: „Goethe kam von der Lektüre italienischer Schäferidyllen und befand sich in einer sanften, lyrischen Stimmung, in welcher er sich auch mit großer Anmuth über das Gelesene aussprach. Nachdem herrliche Lieder, besonders von Zelter, waren gesungen worden, während Goethe in den Zimmern auf- und abging, setzte sich die Gesellschaft an verschiedene Tische. Ich bekam meinen Platz unter den Künstlern und gab mich hier um so lieber lustigen Einfällen hin, als in diesem Kreise sich eine Lachtaube [die Engel oder Elstermann?] befand, die für Scherze sehr empfänglich oder reizbar war. Aber plötzlich, mitten in der Fröhlichkeit, klopfte Goethe auf den Tisch, augenblickliche Stille und Gesang gebietend. Da hätte man sehen sollen, wie das halb ausgesprochene Wort auf den Lippen erstarb, wie die Mienen zuckten und ein Wetterleuchten über die Gesichter fuhr. Lachtaube hatte die erste Stimme; sie kämpfte ritterlich, mit bewunderungswürdiger Fassung rang sie sich auf und die andern folgten ihrem Flug, während manche bitter süße Thräne über hochgeröthete Wangen floß. Zum Glück haben Schauspieler sich mehr in ihrer Gewalt als andere Menschen. Sie blieben nun auf ihrer Hut, und wie Goethe auf einmal aufgestanden war, schlich einer nach dem andern nach und kam mit der Nachricht zurück: ‚Er lacht!‘ was dann die vorige Lust wieder zurückführte.“ Wie Schütze hierdurch so peinlich berührt werden konnte, sieht man nicht recht. Die Schopenhauer hatte Goethe den Auftrag gegeben, zu bestimmen, wann die programmäßig feststehenden Lieder gesungen werden sollten; die Sänger und Sängerinnen standen unter ihm als Theaterdirektor, sangen auch bei ihm oft im Hause, und das Zeichen zum Anfang zu geben, war er vom Theater her gewohnt.

Unterdessen hatte die Mutter um Arthur neue Noth gelitten. In seinem Uebermuthe hatte er bei Tische Spottverse auf einen Gymnasiallehrer Schulz gemacht, weil dieser sich in einer Zeitung ungünstig über die Selektta geäußert hatte. Sie wurden dem Ver-spotteten verrathen und setzten diesen in solche Wuth, daß Döring aus Rücksicht auf seinen Amtsgenossen, trotz aller Liebe zu Schopenhauer, sich gedrungen fühlte, ihm den Privatunterricht aufzukündigen. *) Sofort meldete er der Mutter, daß er unter diesen Umständen nicht in Gotha bleiben könne; er wollte sofort abreisen: aber diese bat ihn, doch ihren nächsten Brief abzuwarten, bis sie mit ihrem Freunde sich berathen, wohin er sich wenden solle. „Ich würde dich gleich herkommen lassen,“ schrieb sie ihm, „aber theils weiß ich dich jetzt nicht gut auf längere Zeit zu beherbergen, theils würde mich auch deine Gegenwart und dein ewiges Einreden hindern ordentlich für dich zu forschen und zu wählen, und mich bald ärgerlich, bald verwirrt machen, besonders wenn deine edle bekannte Unentschlossenheit dazu käme, und überhaupt kann ich diesmal nicht dafür stehen, daß der Unwille über dich, der doch bei Lesung deines Briefes in mir aufwallte, nicht meiner Herr würde und es zu heftigen Auftritten käme, die wir beide besser thun zu vermeiden.“ Arthur hatte an Göttingen, Braunschweig oder München gedacht. Aber die Mutter stellte ihm nach reiflicher Erwägung die Wahl zwischen Altenburg, wo er in ähnlicher Weise zum Gymnasium stehen würde, wie in Gotha, und Weimar. Hier sollte er den Privatunterricht des eben an das Gymnasium berufenen, noch blutjungen tüchtigen Philologen Passow genießen, der ihm freilich nur sechs Stunden wöchentlich geben könne. Aber bei ihr wohnen könne er nicht, da dadurch ihre zwanglose, friedliche, unabhängige Ruhe gestört werde, die sie jetzt erst recht eigentlich des Lebens froh worden lasse. Mittags werde er bei ihr zu Tische sein, etwa von 1 bis 3 Uhr, dann auch an den beiden Gesellschaftsabenden. Freilich würden ihm letztere nicht immer ganz angenehm sein, da er der einzige ganz junge Mensch in der Gesellschaft sei, doch das Interesse an dem von ihm hochverehrten Goethe, von dem er manchen Spruch

*) Gwinner S. 62 f. 240.

im Munde führte, werde ihn hoffentlich für die vermischte Lustigkeit entschädigen. Auch als Arthur sich für Weimar entschieden hatte, erklärte sie (am 13. Dezember) die Unmöglichkeit, ihn in ihr Haus aufzunehmen. „Ich erkenne dein Gutes nicht; auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüth, nicht in deinem innern, aber in deinem äußern Wesen, deinen Ansichten, deinen Urtheilen, deinen Gewohnheiten, kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch dein Mißmuth ist mir drückend und verstimmt meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, du bist nur auf Tage bei mir zum Besuch gewesen und jedesmal gab es heftige Szenen um nichts und wieder nichts, und jedesmal athmete ich erst frei, wenn du weg warst, weil deine Gegenwart, deine ewigen Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finstern Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Drakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten, und mehr noch der ewige Kampf in meinem Innern, mit dem ich alles, was ich dagegen einwenden möchte, gewaltfam niederdrücke, um nur nicht zu einem Streit Anlaß zu geben.“ Bald darauf kam Arthur nach Weimar, wo er mit Passow in demselben Hause wohnte und sich in strengstem Eifer seinen Studien widmete. Besuchte er auch die Abendgesellschaften seiner Mutter, an denen auch Passow Theil nahm, so hielt er sich doch zurück; seine gespannte Aufmerksamkeit widmete er dort Goethe, doch war er zu stolz, sich ihm als dem Freunde seiner Mutter aufzudrängen. Diese muß unterdessen den Titel einer Hofrätthin erhalten haben,*) der sie hoffähig machte, doch trat sie dem Hofe nicht näher, vielmehr scheint die Herzogin ihr wenig geneigt gewesen zu sein. Von welchem Hofe sie den Titel erhalten, weiß ich nicht; daß sie ihn nicht von Weimar erhalten, zeigen die dortigen Staatshandbücher.

Auch im folgenden Jahre blieb Goethe den Gesellschaftsabenden der Schopenhauer treu, wovon sich freilich nur einzelne bestimmte Angaben erhalten haben, wie wir auch zufällig nur wenig von

*) Knebel schreibt am 26. Januar 1808, Frau Hofrätthin Schopenhauer und Professor Fernow würden den Abend bei ihm den Geburtstag der Frau Herder feiern.

den Besuchen der Schopenhauer in seinem Hause wissen. Häufig genug stellte sich Werner bei ihr ein. Schütze berichtet: „Werners hagere, wiewohl nicht unkräftige, doch schon etwas verknöcherte Gestalt mit den ungewöhnlich tiefen Verbeugungen, sein längliches, schwärzlich-gelbes Gesicht mit den breitgeschlitzten feuchtmatten Augen nahmen nicht sehr für ihn ein. Den meisten Ausdruck hatte noch die langgestreckte Nase mit dem hervorragenden Kinne, besonders wenn er sich damit, wie nach der Meinung anderer spürend, rechts und links wandte. Die Zuhörer aber gewann er nicht allein durch Mittheilung poetisch-religiöser Ideen in bedeutsamen, populär erhabenen, nicht immer geschmackvoll gebildeten Worten, sondern auch durch burleske Fabeln und Schnurren, womit er die Gesellschaft unterhielt, wie z. B. wenn er zwei Enten auf dem Wasser miteinander sprechen ließ. Bei einer grandiosen Vorlesung des ‚Faust‘, womit er eines Sonntags ein halbes Stadtviertel erschütterte, glaubte man in ihm mehr den Mephistopheles als den Faust zu sehen.“ Freilich könnte die letztere Vorlesung erst ins folgende Jahr gefallen sein. Goethe befand sich damals so wohl, daß er mit seiner Gattin nach Jena, wo er vom 16. bis zum 18. Januar weilte, zum Balle fuhr. Nach der Rückkehr nahmen ihn und Werner die Aufführung der „Wanda“ sehr in Anspruch. „Am Tage der Darstellung [den 30.]“, so hörte Holtei die Schopenhauer erzählen*), „waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Goethe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzugroßen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und, wie er es oft in ähnlichen Fällen that, der armen Schopenhauer zuzuwenden, die gastfrei und gefällig, dergleichen Schicksale über sich ergehen ließ. Diesmal kam es ihr, da sie gar nichts vorbereitet hatte, denn doch ein wenig zu schnell, und sie wurde um so bedenklicher, weil sie die Aufführung des wernersehen Stückes doch um keinen Preis versäumen wollte, und folglich keine Zeit mehr hatte, sich um den Haushalt zu bekümmern. Sie eilte in größter Angst heim und

*) Vierzig Jahre V, 59 f. Die Darstellung scheint doch etwas holteisch gefärbt.

rief eben nur ihrer Wirthschafterin zu: „Wir bekommen auf die Nacht Scharen von Gästen; richte dich ein und hilf dir, so gut du kannst!“ Als nun nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolg [der Erfolg war vielmehr glänzend] die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisirten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirthin schon Tags zuvor geessen. In ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittswunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme, und rief dem bekanntlich sehr cynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!“ Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der ‚Wanda‘ auf den Kopf.“ Dazu ist zu bemerken, daß, nach Schütze, hübsche Mädchen nach der Vorstellung den Dichter mit Blumen bekränzt hatten. Einen starken Stoß erlitt freilich Werners Ansehen, als man von einem Angriff vernahm, den der Dichter der „Weihe der Kraft“ auf ein von ihrer Herrschaft zu ihm geschicktes Kammermädchen gemacht, eine Geschichte, die Meyer am 14. März mit seinem drolligen Humor bei der Schopenhauer vortrug. Werner verließ denn auch bald darauf Weimar. Fernow, dem seine karlsbader Kur keine Binderung gebracht hatte, war damals sehr leidend, ja er mußte zuletzt sich entschließen, bei dem ungewöhnlich rauhen Wetter das Zimmer zu hüten.

Am 30. (31?) März war Goethe mit dem Kanzler Müller bei der Schopenhauer, wo er sich sehr theilnehmend und mittheilend zeigte. Er beschrieb Karlsbad, kam auf die großen Orkane zu sprechen, endlich auf den Schauspieler Schröder, der kein wahrer Künstler sei, weil ihm das Gemüth fehle. Gleich darauf fand er sich sehr angegriffen, da er seinen achtzehnjährigen August nach Heidelberg entlassen mußte. Davon, daß dieser an den Gesellschaftsabenden der Frau Schopenhauer Theil genommen und mit ihrem Arthur in Verbindung getreten, wissen wir nichts, doch konnte es nicht fehlen, daß August die so hochgeehrte Hausfreundin bei seinem

Abschied begrüßte. Gleich darauf trat Goethe eines Abends mit wirklichem Zorn bei der Schopenhauer ein, „als ihn Friedrich Schlegel aus seiner Ruhe aufgejagt hatte“, wie Schütze berichtet. Wenn er nicht irre, habe die Veranlassung dazu Schlegels Aeußerung gegeben, in Goethes poetischen Gesinnung seien die Grundsätze von Voltaire anzutreffen. Man trachte dahin, habe er gesagt, ihn ganz allmählich herunterzuziehen, ihm etwas und dann wieder etwas zu nehmen; aber man sollte nur wissen, wie sie es in Sena getrieben, wo sie zu einem Musenalmanach aufgefordert, um nur für ihre Gedichte ein schönes Honorar zu bekommen. Aber zu dem hier gemeinten von A. W. Schlegel und Tieck 1801 herausgegebenen „Poetischen Taschenbuch“ hatte bloß der Verleger Cotta eine Anündigung erlassen, und es war nicht Schuld der Herausgeber, wenn sie von Schiller und Goethe keinen Beitrag erhalten konnten. Schützens Bericht ist außerordentlich bedenklich, nur das steht sicher, daß Goethe um diese Zeit sich scharf wider Schlegel ausgelassen. Schütze sagt, Falk habe diese Szene ausführlich beschrieben, aber aus seiner eigenen Phantasie so viel hinzugegedichtet und Goethes einfache Worte mit seinen eigenen Ausdrücken so überschwenglich vermischt, daß Goethe darin nicht wieder zu erkennen sei. Schützes eigene Zeitbestimmung des 17. Mai ist unrichtig, da Goethe schon einige Tage vorher seine karlsbader Reise angetreten hatte. Falk setzt Goethes Ausbruch auf den Abend des zweiten Ostertags 1808, an welchem er mit Goethe in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft zusammen gewesen; das träfe auf den 18. April. Jedenfalls ist der April zu setzen, wahrscheinlich der 17., der Ostersonntag, da wir einen gewöhnlichen Gesellschaftsabend anzunehmen haben. Auch die Veranlassung scheint bei Falk richtiger angegeben: „Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder in Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen.“ Auffallend ist nur, wie Schütze, da ihm beide richtige Bestimmungen vorlagen, den Irrthum begehen konnte. Die von Falk gemeinte Zeitung ist die „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“ des frühern jenaischen Privatdozenten Georg Anton Friedrich Ast, der 1805 nach Landshut berufen worden war. Dort

wird in den „Aphorismen“ gesagt, Goethes Poesie habe ihr Gegenbild in der heidnischen Plastik, die von Tieck und Novalis in der romantischen Malerei. „Die Poesie aber scheint Friedrich Schlegel zu der Höhe emporzuführen, wo sie plastisch und musikalisch zugleich sein wird, zu idealer, verkürzter Gediegenheit und Objektivität sich vollendend, wie die pindarische Muse.“

Vom 23. April bis zum 1. Mai weilte Goethe in Jena, elf Tage darauf trat er die Reise nach Karlsbad an. Einen Monat später begleitete Frau Schopenhauer mit ihrer Tochter ihren sehr leidenden Freund Fernow nach dem Bade Liebenstein.*) Anfangs August kehrte sie zurück, aber leider hatte auch Liebenstein Fernow keine Linderung gebracht, und in Weimar fand er seine Frau dem Tode nahe, so daß er trotz seiner eigenen Schmerzen und der gesteigerten Schwäche sich ihrer Pflege widmen mußte. Anfangs September hütete er selbst das Zimmer, vor dem Ende des Monats starb seine Frau. Jetzt konnte die Freundin leicht ihn bestimmen, ein Zimmer in ihrer Wohnung zu beziehen. Der Umzug wirkte anfangs sehr wohlthätig auf ihn, doch in wenigen Wochen fühlte er sich so angegriffen, daß er sein Zimmer nicht mehr verlassen konnte.

Goethe kehrte Mitte September zurück, wo ihn die erschütternde Kunde vom Tode seiner Mutter traf; dann aber nahm ihn das Zusammentreffen Napoleons mit dem russischen Kaiser in Erfurt und die leidigen in Folge desselben veranstalteten Feste zu Weimar, wo er die Einrichtung des Theaters für die französischen Schauspieler zu besorgen hatte, außerordentlich in Anspruch, so daß er bei der um Fernow so unendlich bekümmerten Schopenhauer wenig vorsprechen konnte. Erst Mitte Oktober hatte die Sturmflut sich verlaufen, nach welcher Goethe zu seiner Erholung auf kurze Zeit das freundliche Jena aufsuchte. Nach seiner Rückkehr fand er sich auch wieder in den Abendgesellschaften der Freundin ein. In den November muß sein begeisterter Vortrag über das Nibelungenlied fallen, dessen Schütze gedenkt; denn seine Mittwochgesellschaft erfreute er damit seit dem 9. November. Als am 13. von der sonn-

*) Irrig läßt Gwinner S. 71 sie in diesem Jahre die Kur in Wiesbaden gebrauchen.

täglichen Hofcour „mit einer kleinen Weinlaune“ zur Schopenhauer kam, übte er, wie Schüze berichtet, gegen Wieland „auf eine fast böslische Weise völligen Uebermuth“ aus. „Er reizte ihn durch Widerspruch, und man hörte gleich, daß es ihm nicht darum zu thun war, Recht zu behalten, sondern ihn in Harnisch zu setzen. Wieland nahm die Sache ernsthaft und ärgerte sich denn auch in allem Ernste. Meyer hielt sich zu Goethe als treuer Adjutant, und seine zurechtweisenden Worte: ‚Lieber Wieland, Sie müssen das nicht so nehmen!‘ klangen mir verlegend.“ Wieland ließ sich zuweilen zu einer unbesonnenen Behauptung hinreißen, an die Goethe, um das Gespräch zu beleben, sich hing und dann vom Eifer sich hinreißen ließ. Große Unannehmlichkeit hatte er bald darauf mit dem Theater, besonders da der Herzog und die Herzogin leidenschaftlich gegen ihn Partei nahmen. Wie sehr er sich der Abende bei der Schopenhauer neben mancher andern angenehmen Unterhaltung freute, zeigt sein Brief an Knebel vom 25 November. Diesem schreibt er, nachdem er seiner Mittwochsammlungen gedacht hat: „Uebrigens ist es bei uns sonderbar genug. Die Abreise des Erbprinzen [nach Petersburg], das vermuthliche Außenbleiben der Hoheit [der Großfürstin] und anderes haben das Gefühl der Geselligkeit bei uns äußerst angeregt, und die Woche könnte mehr Tage haben, und immer doch noch genugsam Unterhaltung darbieten. Bei Frau Hofrath Schoppenhauer*) sind der Donnerstag und der Sonntag, jeder auf seine Weise, interessant: der erste wegen vieler Sozietät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweite, wo man wegen kleinerer Sozietät genöthigt ist, auf eine konzentrirte und konzentrirende Unterhaltung zu denken, und, was du dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der du dich gelegentlich selbst ergezen sollst.“ Das letztere ist nicht auf die schopenhauerischen Gesellschaftsabende zu beziehen. Goethe selbst scheint besonders die Sonntagsabende geliebt zu haben. An den Donnerstagsabenden

*) Diese Form erklärte Arthur Schopenhauer wenigstens später für die richtige Schreibung seines ursprünglich holländischen Namens. Goethe braucht sie regelmäßig.

waren bei ihm wohl schon jetzt Proben seiner Singkonzerte, nach denen bei ihm ein frugales Abendmahl stattfand.

Schon am 2. Dezember schrieb Goethe, wohl auf Veranlassung der Schopenhauer und Fernows selbst, an Cotta wegen der Forderung, welche dieser noch an Fernow hatte, da dessen Gesundheit wenig Hoffnung lasse und seine Freunde durch Berichtigung seines ökonomischen Zustandes, durch Vorsorge für seine Kinder ihn einigermaßen zu beruhigen suchten; er wünsche deshalb die Höhe seiner Schuld zu wissen.*) Noch ehe Cottas Antwort mit dem Verzicht auf seine Forderung von mehr als 2700 Gulden eintraf, in der Nacht auf den 4. Dezember, erlag Fernow dem sein Leben so lange untergrabenden Uebel. Diese Trauer erfüllte die Freunde, welche an diesem Tage (es war ein Sonntag) in dem gastlichen, meist von frischem Leben bewegten Hause erschienen. Donnerstag den 8. fand das Begräbniß statt. Der Maler Kügelgen war am vorigen Abend angekommen, um den Freund in seiner Krankheit zu pflegen; bitterster Schmerz ergriff ihn, als er am andern Morgen im Gasthose auf die Frage nach Fernows Wohnung erfuhr, dieser werde heute begraben. Der talentvolle Maler hielt sich längere Zeit in Weimar auf, wo er eine Zierde der Gesellschaftsabende bildete, denen Fernow entzissen war. „Die Guitarre im Arm“, berichtet Schütze, „schloß er mit geschicktem Saitenspiel ganz vorzüglich dem schönen Geschlechte sich an, welchem er nach dem Wechsel des Zufalls oft bis zur bewundernden Langmuth sich hingab.“ Am Gesellschaftsabende des 18. modellirte er Goethe. „Um keine Langweile auf seinem Gesichte zu sehen, eröffnete er einen Streit mit ihm über die griechische Malerei“, erzählt Schütze. „Daran aber that er sehr übel. Goethe konnte nicht einmal einen einzelnen Widerspruch gern ertragen, und Disputiren ist ein fortwährendes Widersprechen. Es kreuzten sich daher so viele verdrießliche und zornige (?) Züge durch das Gesicht, daß es ganz den Charakter einer ruhigen Uebereinstimmung verlor und

*) Doch muß Fernow sich selbst vorher an Cotta gewandt haben; denn in einem ungedruckten Briefe der Schopenhauer an Cotta vom 26 November 1811 und noch später, am 6. März 1813, dankt sie diesem besonders dafür, daß er durch seine gütige Nachsicht und milde Tröstung Fernows letzten Lebenstagen Ruhe und Heiterkeit gegeben.

sich wohl nur noch wenig zum Modelliren eignen konnte. Aber was den Inhalt des Gesprächs betraf, da mußte ich Kugelgen Recht geben, der es bezweifelte, daß die Griechen in der Malerei die höchste Vollkommenheit und schon den Gipfel der spätern Kunst erreicht hätten. Goethe glaubte daran, weil die Griechen überhaupt so vollkommen gewesen.“ Daß die Malerei, das Hell Dunkel, das Kolorit der Alten so hoch gestanden wie ihre Plastik, sprach er in der „Geschichte der Farbenlehre“ aus. Bei jenem Gespräche war es ihm nur darum zu thun, seinen Satz mit aller Entschiedenheit durchzuführen. Kugelgen wußte wohl, was er that, wenn er Goethes Gesicht in lebhafter geistiger Bewegung sehen wollte. Auf seinem Bilde hat Goethe, wie Frau Schopenhauer in ihrer Beschreibung desselben sagt, „eben gesprochen und ist im Begriffe zu antworten; was er hört, freut ihn, er hat den Sprecher lieb, aber er ist nicht ganz seiner Meinung“.

Lange konnte die Schopenhauer Fernows unerseßlichen Verlust nicht verwinden. „Wenn sie von etwas anderm sprechen wollte“, erzählt Schüge, „kam sie wieder auf Fernow zurück, stockte dann, befaß sich und schloß mit den Worten: Was wollte ich doch sagen?“ Tröstlich war es ihr, als gegen den 20. Cottas Antwort bei Goethe eintraf, die Fernows Schuld „wegen der Armuth der Kinder“ tilgte. Für diese zu wirken, war ihr eine heilige Aufgabe, und so berieth sie eifrig mit Goethe den Ankauf der hinterlassenen Bibliothek von Seiten des Herzogs.

Zacharias Werner ließ sich bald darauf, wahrscheinlich durch die Kunde, Goethe habe die Theaterleitung niedergelegt, zu dem Entschlusse verleiten, nach Weimar zu eilen. Er kam am 27. Dezember an, den 31. speiste er bei Goethe in größerer Gesellschaft zu Mittag, wo eines seiner Sonette dessen Groll über seine mystische Richtung zum Ausbruche brachte; am Nachmittag war er mit den Familien Frommann und Steffens bei der Schopenhauer. An diese und den Hof hielt er sich jetzt, da Goethe ihn zunächst fallen ließ. Bei dem großen Maskenzuge auf dem Stadthause zur Nachfeier des Geburtstages der Herzogin, am 3. Februar 1809, stellten Frau Schopenhauer, ihre Tochter und Frau Falk die heiligen drei Könige dar, denen Werner als Knecht Ruprecht die Stocklaterne

trug. Später ward Goethe Werner wieder günstiger, bis die Geliebte des Herzogs, die Jagemann, ihn für sich in Anspruch nahm. Bestimmte Nachrichten von Goethes Anwesenheit an den Gesellschaftsabenden in diesem und den nächsten Jahren fehlen uns; auch vom Erscheinen der Schopenhauer bei Goethes Sonntagskonzerten oder zur Mittags- oder Abendtafel wird nichts berichtet. Wenn Gwinner erzählt, Arthur sei 1809 durch die Aufführung von Calderons „standhaftem Prinzen“ so erschüttert worden, daß er die Abendgesellschaft seiner Mutter habe verlassen müssen, so muß hier ein Irrthum obwalten; denn erst zwei Jahre später kam das Stück auf die Bühne. Alles stimmt, wenn wir an eine Vorlesung Goethes bei der Schopenhauer denken; freilich hatte Goethe das Stück hier schon 1807 gelesen, aber die Annahme, daß er es zwei Jahre später nochmals gethan, ist immer möglich. Weiter hören wir von dem Aufsehen, welches das Erscheinen der „Wahlverwandtschaften“ im Oktober 1809 in den Abendgesellschaften erregte, da darin mehrere in diesen sehr bemerkte Personen als Modelle des Dichters deutlich hervorgetreten, besonders ein zartgebautes reizendes Fräulein, das einem Tischnachbar, der nur einen Arm hat, vorschneidet, und der lange Architekt Engelhard aus Kassel, mit dem Goethe Bettinen in dem Briefe vom 22. Februar 1809 neckt. Aus dem Jahre 1812 gedenkt Schütze noch des Gesellschaftsabends vom 19. April (es war ein Sonntag), an welchem Goethe verlangt habe, man solle ihm den Inhalt der neuen Stücke sagen, von denen er eben im Theater Probe gehalten. „Trafen auch einzelne Worte zu, wie wenn man zu einer Aufführung Requisiten zusammenschleppen sieht und von einem Degen auf einen Offizier, von einem Hirschfänger auf einen Jäger schließt, so wollte doch kein ganzer Zusammenhang entstehen, und wir blieben immer auf der Folter der Langeweile.“ Daß ein solches Spiel habe langweilig sein müssen, steht doch kaum zu behaupten, besonders wenn Goethe es geistreich zu leiten verstand. Auch Goethes Sohn wird schon damals bei den Gesellschaftsabenden erschienen sein, wie er ja selbst am Hofe bei dem Maskenzug „Die romantische Poesie“ am 30. Januar 1810 als Heldendichter abwechselnd mit dem Präfidenten von Fritsch die von Goethe gedichteten Stanzas sprach. Arthur Schopenhauer studirte schon seit dem Oktober 1809 in Göttingen.

gen; er war bereits im Besitze seines väterlichen Vermögens. Wir wissen, daß er die Mutter im Frühjahr 1811, ehe er nach Berlin ging, besuchte; damals brachte er seinen Freund Bunsen mit. Auch jetzt kam er Goethe nicht nahe, obgleich dieser durch die „Wahlverwandtschaften“ einen mächtigen Eindruck auf ihn geübt hatte; er war noch immer zu stolz, sich ihm aufzudrängen, und der Dichter fand eben keine Veranlassung, sich näher mit ihm einzulassen, wie es Wieland that, der ihn einmal zu sich einladen ließ. Er wollte ihm bei dieser Gelegenheit das Studium der Philosophie auszureden suchen, ward aber durch seine entschiedene Erklärung, er habe sich entschlossen, sein Leben damit zuzubringen, daß er darüber nachdenke, so für ihn eingenommen, daß er ihn aufforderte, nur seiner Natur zu folgen und bei der Philosophie zu bleiben. Die Schopenhauer selbst hatte sich eben einen Namen durch ihr Leben Fernows gemacht, zu welchem sie dankbare Verehrung des Verewigten getrieben, der im Italienischen und in der Kunst ihr Lehrer gewesen, sie das Verständniß der Antike gelehrt und sie mit der Kunstgeschichte vertraut gemacht hatte.*) Hier gedachte sie auch ihres Gesellschaftskreises. Fernow habe jeden Abend nach vollbrachter Arbeit in ihrem Hause Erheiterung und Erholung gefunden, „wo er gewiß war, wenigstens zweimal die Woche um meinen Theetisch einen Kreis versammelt zu finden, wie ihn in geistiger Hinsicht vielleicht Jahrhunderte nicht zusammenbringen werden. Goethe war die alles belebende Seele desselben, neben diesem in unaussprechlicher Liebenswürdigkeit Wieland, Einsiedel; was Weimar damals nur an geistreichen, gelehrten und bedeutenden Männern und gebildeten, liebenswürdigen Frauen enthielt [aber die vornehmen adligen Damen hielten sich alle zurück!], schloß, von jenen beiden angezogen, der Gesellschaft sich an, die überdem durch die vielen merkwürdigen Fremden, welche,

*) Nach dem Bericht Adelens hätte Cotta Fernows Schuld gegen die Bedingung erlassen, daß ihre Mutter aus den vorhandenen Materialien dessen Leben entwerfe. Das ist jedenfalls nicht richtig. Man könnte denken, Frau Schopenhauer habe das Honorar der Schrift für Fernows Kinder bestimmt. Welches Honorar sie dafür erhalten, wissen wir nicht, da weder Cottas erhaltene Contobücher der Schopenhauer gedenken, noch Briefe von ihr an Cotta aus den Jahren 1809 und 1810 vorhanden sind.

um Goethen und Wieland in der Nähe zu sehen, bei mir Zutritt suchten, an Zahl, mehr noch an Bedeutung und Interesse unendlich gewann.“ Frau von Schiller konnte freilich ihr Mißbehagen über die neue Schriftstellerin um so weniger unterdrücken, als sie durch die Stelle von den „gebildeten liebenswürdigen Damen“ sich verleßt fühlte. Sie schrieb der Prinzessin Karoline, die auch der Schopenhauer nicht besonders geneigt gewesen zu sein scheint, am 10. Oktober 1810: „Goethes Freundin ist auf einmal Schriftstellerin geworden, und wir sind erstaunt, daß sie so hübsch erzählt, ob ich wohl glaube, daß sie, da sie ein so gutes Gedächtniß hat, noch vieles von ihm selbst so wörtlich behalten hat.“ Mochte die Schopenhauer sich auch in der vornehmen adligen Gesellschaft gedrückt fühlen, wenigstens Schillers Gattin gegenüber, so war sie doch reich gebildet und des lebendigen Ausdrucks immer mehr mächtig geworden. Einzelnes hatte sie schon im „Journal des Luxus und der Moden“ ohne ihren Namen erscheinen lassen, so im vorigen Jahre den Brief „Gerhard von Kugelgens Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder“, denen sie 1810 zwei Briefe „über Gerhard von Kugelgen und Friedrich in Dresden“ folgen ließ. *) Die höhere Bildung, welche sie in Weimar im Zusammenleben mit den geistreichsten Männern der verschiedensten Lebenskreise erfahren, zeigte sich sogar in ihren Gesichtszügen. Dies überraschte Schütze, als später einmal ein früheres Porträt von ihr zum Vorschein kam. „Wie hatte das einfache jugendliche Gesicht von 1806 sich mit Gedankenzügen bereichert!“ bemerkt er.

Im Frühjahr 1811 erschien die Schopenhauer zum erstenmal bei Hofe. Bei einer großen Cour war sie mit Goethe und Wieland. Als Goethe sich mit ihr unterhielt, trat Wieland auf sie zu und sprach mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht, Madame Schopenhauer. Wissen Sie mit wem? Mit Ihrem Sohn! Ha, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen; aus dem wird einmal noch etwas Großes werden.“ Auch scheint sie zur Herzogin eingeladen worden zu sein, was Frau Schiller in ihrer Weise der Prinzessin Karoline nach Ludwigsburg schrieb. Diese erwiderte am 24. Mai:

*) Vgl. Jugend- und Wanderleben II, 263—285.

„Die Schopenhauer bei meiner Mutter ist ja ein wahres Evenement; mein Bruder wird glücklich sein.“ Unter dem Bruder ist der Erbprinz oder Prinz Bernhard verstanden, die schon damals deren Abendgesellschaften zuweilen besucht haben werden. In dem die ganze weimarische Damenwelt in Aufregung setzenden Streite zwischen der damals mit von Arnim vermählten Bettine und Frau von Goethe wird die Schopenhauer kaum auf der Seite der erstern gestanden haben. Mag Bettine auch bei ihrer Anwesenheit die Hofrätthin begrüßt haben, in ihrer Noth, daß Goethes Zorn sich mit gutem Rechte nicht ohne eine Abbitte, zu der sie sich nicht verstehen mochte, besänftigen ließ, wandte sie sich an Frau von Stein, aber auch diese vermochte nicht den alten Freund zu bewegen, die Beschimpfung seiner Gattin ohne Widerruf zu vergeben, sein Haus blieb der Beleidigerin verschlossen.

Neue Kriegsgreuel drohten Deutschland und besonders dem armen Weimar nach dem Brande von Moskau. Trotz aller ängstlichen Spannung und körperlichen Leidens, trotz des Schmerzes über Wielands Tod, den auch die Schopenhauer lebhaft betrauerte, suchte Goethe gerade jetzt alles zur künstlerischen Feier der Hoffeste beizutragen, die ihm kaum Zeit ließen, sich an den Gesellschaftsabenden der Freundin zu betheiligen. Preußens Kriegserklärung sollte Weimar in die äußerste Gefahr bringen. Als ein preußisches Streifcorps am 12. April Weimar besetzte und das dortige Contingent gefangen nahm, ward Goethe so schrecklich aufgeregt, daß die Seinigen auf seiner sofortigen Abreise nach Teplitz bestanden. Die Gesellschaftsabende der Schopenhauer dauerten freilich fort, aber wie sehr hatten sie sich verändert, da die politische Unruhe, die man früher, als eben die Schreckenstage Weimars vorüber waren, von ihnen fern gehalten, jetzt, wo man das Schlimmste fürchtete, auch sie bewegte und allen heitern Genuß störte! Der herrliche Sieg bei Leipzig brachte Weimar wieder ähnliche Schrecknisse wie vor sieben Jahren. Es folgten die Tage stürmischer Bewegung der aus allen Ständen zu den Waffen sich drängenden Freiwilligen. Der noch immer leidende Dichter gerieth in fürchterlichste Aufregung, als er auch seinem Sohne die Erlaubniß zum Eintritt nicht verweigern konnte, doch gelang es ihm, den Herzog zu bestimmen, daß er ihn durch

einen dienstlichen Auftrag zurückhielt. Trotz aller noch so gewaltigen Bewegung erschien Goethe häufig bei Hofe, auch die Gesellschaftsabende der Freundin, die mit ängstlicher Sorge auf ihn schaute, mied er nicht; wir wissen, daß am 10. Februar 1814, einem Donnerstage in seiner Anwesenheit die Verlosung eines Bildes, wohl zu einem wohlthätigen Zwecke bei der Schopenhauer stattfand. Schütze gedenkt diejer Verlosung als eines Beispiels, wie selbst das Heitere sich bei Goethe der Förmlichkeit habe unterwerfen müssen: erst seien umständliche Vorbereitungen getroffen worden, dann habe sich sein Sohn an einen mitten im Zimmer stehenden besondern Tisch wie zu Gericht setzen müssen. Eine ähnliche Verlosung hatte bei der Schopenhauer schon früher stattgefunden. Der als Freiwilliger eingetretene Professor Riefer hatte damals von Frau von Helldorf (die Geberin wollte ungenannt bleiben) eine massive goldene Dose zum Besten der Freiwilligen erhalten. Es wurde beschlossen sie verlosen zu lassen, was auf Goethes Vorschlag bei der Schopenhauer geschah; es waren 200 Lose zu einem Thaler gemacht worden.

Den Winter auf 1814 brachte auch Arthur in Weimar zu. In Rudolstadt hatte er während der stürmisch bewegten Sommertage des Jahres 1813 seine Abhandlung „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ geschrieben. Am 2. Oktober war er auf Grund derselben von der philosophischen Fakultät zu Jena zum Doktor ernannt worden. Als er Mitte November ein Exemplar der indessen gedruckten Abhandlung seiner Mutter überreichte, äußerte diese, welche zu den philosophischen Spekulationen ihres Arthur wenig Vertrauen hatte, das sei wohl etwas für Apotheker. In bitterm Hohn erwiderte er: „Man wird es noch lesen, wenn von deinen Schriften [in demselben Jahre waren ihre „Erinnerungen an eine Reise durch England und Schottland“ erschienen] kaum mehr ein Exemplar in einer Kumpelkammer stecken wird.“ Sie gab ihm den Spott zurück: von seinen Schriften werde die ganze Auflage noch zu haben sein. Arthur war, als er im Juni von Dresden kam, ein paar Tage bei der Mutter gewesen, hatte sich aber mit dem bei ihr in Pension wohnenden acht Jahre ältern von Gerstenbergk, genannt Müller, dem Verfasser der im vorigen Jahre bei Cotta erschienenen „Kaledonischen Erzählungen“ entzweit,

vielleicht weil er in ihm einen Liebhaber seiner Mutter argwöhnte. Dieser Sohn des altenburger Justizrathes Müller, von dem Bruder seiner Mutter adoptirt, hatte 1810 die Dienste der Herzogin von Kurland aufgegeben und war als Assessor in die weimarische Landesregierung getreten. Als Arthur jetzt nach Weimar kam, bat die Mutter ihn, bei ihr Pension zu nehmen, wozu dieser sich schwer verstand, da ihm Gerstenbergk zuwider war. Wann Schopenhauer Goethe seine Abhandlung gab, wissen wir nicht; dieser entdeckte in ihr mit Freuden einen selbständigen Denker, aber er fand sich damals so leidend und reizbar, daß er selten ausging und sehr verschlossen war. Selbst daß Arthur sich nicht hinreißen ließ, als Freiwilliger einzutreten, da er auf andere Weise besser wirken zu können meinte, scheint keine Annäherung veranlaßt zu haben, obgleich er darin ganz mit Goethe übereinstimmte, den der beabsichtigte Eintritt seines August äußerst bekümmerte. An einem Abend, wo bei seiner Mutter junge Mädchen ein Stück aufführten (Goethe soll noch Arthur für Adelen seinen weißen Brokatrock von Straßburg hergegeben haben), kam es zur ersten Annäherung. Der Dichter lud ihn ein den nächsten Abend bei ihm zuzubringen, da er doch nicht in „Die Räuber“ gehen werde, die an diesem gespielt wurden und noch immer auf die Jugend wirkten. „Die Räuber“ wurden am 18. Dezember 1813, gar nicht im folgenden Jahre aufgeführt. Demnach fand die erste Unterredung am 17. statt. Den Anknüpfungspunkt bildete vielleicht Schopenhauers Abhandlung, in welcher besonders die Demonstration der geometrischen Sätze durch bloße Anschauung Goethe anzog. Davon war leicht der Uebergang zu seiner Farbenlehre gemacht, für welche Goethe ihn zu gewinnen wußte. Er schickte ihm bald den größten Theil seines optischen Apparates ins Haus und lud ihn zu sich ein, um die verwickelten Versuche ihm zu zeigen. Erhalten sind uns die Einladungszeilen Goethes vom 8. Januar 1814: „Herrn Doktor Schoppenhauer wünsche um elf Uhr, lieber jedoch um halb elf bei mir zu sehen, um den ersten klaren Sonnenschein zu benutzen“.*)

*) An Schultze schreibt Goethe am 19. Juli 1816, Schopenhauer sei ein bedeutender Kopf, den er bei seiner Anwesenheit in Weimar selbst veranlaßt, seine Farbenlehre zu ergreifen, damit sie in ihren Unterredungen einen quasi-realen Grund und Gegenstand hätten.

Während die Blicke der Welt mit Spannung auf die Entwicklung der Dinge jenseit des Rheins gerichtet waren, überzeugte sich Schopenhauer von der Richtigkeit von Goethes Herleitung der Farben. Leider wurde die Spannung zwischen Mutter und Sohn immer unerquicklicher. Mit Gerstenbergt kam es zu so schlimmen Reibungen, daß dieser in Zukunft auf seinem Zimmer blieb, da Arthurs Haß gegen ihn unbezwinglich war. Einen jüdischen Freund, Joseph Gans, brachte Arthur mit zu Tisch und er ließ ihn bei sich wohnen, was der Mutter mißfiel. Auch war die Theuerung so groß, daß die Schopenhauer bei ihrer Pension Schaden litt. Auf ihre Klage wollte Arthur den Pensionspreis erhöhen, doch die Mutter erklärte sich zufrieden, wenn er auch für seinen Freund bezahle. Aber an ein längeres Zusammenleben war nicht zu denken; nur Goethe, die Farbenlehre und die Belehrungen des Orientalisten Friedrich Mayer, der auch zur Abendgesellschaft seiner Mutter gehörte, hielten ihn noch zurück. Goethe konnte leider zwischen Mutter, und Sohn nicht vermitteln, da beide sich nicht verstanden, Arthur der Mutter ungerechte Vorwürfe machte, ihr alle Mutterliebe absprach, behauptete, daß er alles seinem Vater verdanke, der ihn doch hart behandelt und zum Kaufmannstande gezwungen hatte, die Mutter, die viel von seinen schroffen Eigenheiten gelitten, seine geistige Bedeutung nicht zu würdigen wußte. Als Arthur sich endlich entschlossen hatte, nach dem seit seiner Knabenzeit ihm lieben Dresden sich zurückzuziehen, schrieb Goethe ihm am 8. Mai in sein neues Stammbuch die bezeichnenden Worte:

„Willst du dich deines Lebens freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

im Gefolg und zum Andenken mancher vertraulichen Gespräche.“

Seine jetzt fast achtzehnjährige Schwester Adele war äußerlich nichts weniger als eine reizende Erscheinung: ihre blauen Augen traten stark hervor und ihre glänzend weißen Zähne wurden von der kurzen Oberlippe zu wenig bedeckt; bei hoher Gestalt hatte sie schwache Schultern, doch floß ihr braunes Haar weich und voll. Aber wegen ihres sinnigen Geistes, ihres reichen Gemüthes und ihres edlen Herzens gehörte sie zu den Lieblingen Goethes, der sie vor

seinen Augen sich hatte entwickeln sehen. Da sie eine ungemein seelenvolle, weiche Stimme hatte, so nahm sie auch an dem Singskonzerte Theil, das unter Eberweins Leitung in Goethes Hause stattfand und Sonntagmorgens vor einer größern Gesellschaft sang. Auch deklamirte sie mit tiefem Gefühle. Im Zeichnen und Malen, besonders in dem von Blumen, ebenso im Ausschneiden war sie geschickt.

Die Kunde vom Einzuge in Paris, der sechs Tage später, am 15. April, die von Napoleons Abdankung folgte, ließ Goethe wieder frei aufathmen, wie wenig er sich auch, besonders da er so leidend war, daß er das Haus nicht verlassen konnte, zu enthusiastischem Jubel hinreißen ließ, doch gab er bald darauf in „Epimenides' Erwachen“ eine dichterische Abbitte seines Mißtrauens auf die vereinte Kraft des seine Freiheit von den Fremden sich wiedererkämpfenden deutschen Volkes. Schöne Tage verlebte er in den zwei folgenden Herbstmonaten am Rhein und Main. Dort knüpfte sich ein recht seelenvolles Verhältniß zu Marianne von Willemer, das aber seiner freundlichen, auf wahrer Hochschätzung und inniger Dankbarkeit beruhenden Verbindung mit Frau Schopenhauer ebenso wenig Abbruch that als seine Erhebung zum ersten Staatsminister. Aber ihre Gesellschaftsabende, an denen jetzt so manche andere sich einstellten, unter denen auch Goethes Sohn nicht fehlte, besuchte er kaum noch. Arthur hatte ihm seine Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben“ in der Handschrift gesandt; erst auf der Gerbermühle bei Frankfurt fand er Zeit und Gelegenheit, nach Wunsch zu erwidern. Am 7. September vertröstete er ihn deshalb auf seine Rückkehr nach Weimar. Als er ihn aber von Weimar aus am 23. Oktober mit vollster Anerkennung schrieb, konnte er seine abweichende Ansicht sich unmöglich zueignen, und so machte er den Vorschlag, darüber mit dem berühmten Seebeck zu verhandeln, doch stand er davon ab, als Arthur seine entschiedene Abneigung äußerte, daß jemand außer Goethe von seiner Ansicht vor dem Drucke etwas erfahre. Leider mußte Goethe ihm bei der Rücksendung am 28. Januar 1816 melden, daß er bei dem Versuche, sich mit ihm zu verständigen, nur allzudeutlich gesehen, wie die Menschen zwar über die Gegenstände und ihre Erscheinung völlig einig sein könnten, aber über Ab-

sicht, Ableitung, Erklärung niemals übereinkommen würden, selbst die nicht, welche in Prinzipien einig seien; denn die Anwendung entzweie sie sogleich wieder. Von Zeit zu Zeit möge er ihn wissen lassen, womit er sich beschäftige; denn er werde immer theilnehmend sein. Da Arthur den Aufsatz zum Drucke ausarbeiten wollte, gab er auf dessen Wunsch ihm einige literarische Nachweisungen. Aber seine Sendung der gedruckten Abhandlung fand den Dichter in betrübten Umständen, so daß er alle optische Untersuchungen aufgeben mußte. Nach langen Leiden starb seine Gattin am 6. Juni. Zehn Tage später zeigte Goethe Arthur seinen schweren Verlust an, der ihm unmöglich mache, auf seinen „wohlgedachten“ Aufsatz einzugehen. „Indessen ist aus [allem] doch zu ersehen, daß der Punkt, von dem wir sämmtlich ausgehen, lebendig fortwirkt, wenngleich nach verschiedenen Richtungen. Möchten doch auch Sie nicht müde werden, dieses schöne Feld zu bebauen und Ihre Ansichten fortzulegen, damit wir vielleicht in einigen Jahren fröhlich in dem Mittelpunkt wieder zusammenträfen, von dem wir herkommen.“*)

Frau Schopenhauer hatte, wie alle Freunde, an den Leiden und dem Tode seiner Gattin innigsten Antheil genommen, da sie wußte, wie sehr er die Hingegangene geliebt hatte. Um so freudiger begrüßte sie die Verbindung seines August mit Ottilie von Pogwisch, einer Freundin Abdeleus. Die Hochzeit wurde im engsten Familienkreise am 17. Juni gefeiert, aber Abdele war von jezt an die herzlichste Freundin des jungen Paares, und so war sie häufig am Mittagstische des goetheschen Hauses ein erwünschter Gast. Von dem leidenschaftlichen Antheil, den sie an Ottiliens Niederkunft nahm, zeugt der Brief, den Schillers Gattin, die der Schopenhauer und ihrer Tochter wenig geneigt war, am 14. April 1818 an Knebel schrieb. Nachdem sie der Geburt von Goethes Enkel gedacht, bemerkt sie:

*) In den „Tag- und Jahreshften“ heißt es erst unter diesem Jahre: „Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches [über die Farbenlehre] übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie, wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.“

„Es ist doch alles natürlich zugegangen und die Angst der handelnden Personen hat die Begebenheit nur zu tragisch erwartet und zu tragisch genommen . . . Man kommt sich recht über die Zeit entrückt vor, wenn man die heutige Generation ansieht, wie bei unnatürlicher Bildung und überspannten Ansichten alles, was die Natur fordert, verunstaltet wird. Wie können da reine Naturmenschen erscheinen, wenn sie selbst schon unter der Unnatur seufzen, ehe sie zum Bewußtsein kommen! Fragen Sie Münchow und Stark [beide Professoren in Jena, der zweite Arzt und Geburtshelfer]; die werden Ihnen vertrauen, wie weit die Ueberspannung geht. Zur Geschichte des Tages wird Freundschaft und Liebe unter solchen menschlichen Wesen. Die Adele Schopenhauer spielt eine wunderbare, sehr unpassende Rolle für ein Mädchen in diesen Tagesgeschichten . . . Der arme junge Papa hat viel ausgestanden, und ich glaube noch mehr durch die weiblichen Umgebungen als durch die Lage der Frau.“ Goethe selbst hielt viel auf den Geschmack und das Urtheil der kunstfönnigen Adele und freute sich, daß sie zu Ottiliens herzlichsten Freundinnen gehörte.

Arthur eilte, ehe sein die Philosophie der Zeit umwälzendes Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ im Drucke vollendet war, Italien zu, wovon er Goethe Kunde gab. Dieser erwiederte von Karlsbad aus am 9. August: „Endlich einmal wieder von Ihnen zu hören, war mir sehr angenehm: Sie gehen rasch Ihren Weg mit Freudigkeit, wozu ich Ihnen Glück wünsche. Das angekündigte Werk lese gewiß mit allem Antheil . . . Möge die italienische Reise glücklich sein! An Vergnügen und Nutzen wird es nicht fehlen.“ Er unterließ nicht, Empfehlungskarten an Freunde in Italien beizulegen. Adele hielt sich ganz an Ottilien und Goethe. Der Gedanke, einmal von Weimar gerissen zu werden, war ihr schrecklich. Ihre Mutter fand sich dort nicht mehr so glücklich als früher. Sie hing sehr an Gerstenbergk, dessen Klagen über seine verfehlte Laufbahn sie zu beruhigen suchte. Einige Zeit hatte es den Anschein, daß dieser nach Sünden ziehen werde, wo denn Adele fürchten mußte, die Mutter werde ihm folgen. Aber für dieses Jahr war sie durch zufällige Umstände dagegen gesichert. Als Goethe im November den Auftrag erhielt, zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin Mutter

von Rußland einen Festzug zu dichten, worin alle bedeutenden Erzeugnisse der weimarischen Dichter vorgeführt werden sollten, zog er sich nach Berka zurück, wohin die Hauptdarsteller sich zur Leseprobe begaben. „Wir brachten einen ganzen Tag allein mit ihm auf dem Lande zu“, schreibt Adele, „und er wußte uns durch die Schönheit der Verse und der Ueberredung seines Eifers zum Unglaublichen zu vermögen.“ Sie selbst trat mit großer Begeisterung (am 18. Dezember) als Tragödie auf, ihre Mutter stellte Frau Marthe in „Faust“ dar, die, wie die meisten Personen, bloß vorüberzog. „Seitdem nun ging ich oft mit [Gräfin] Julie [von] Egloffstein [die im Zuge die Nacht dargestellt hatte] zum Goethe“, berichtet Adele weiter, „um dort zu lesen, ihn über Dramaturgie reden zu hören, endlich dort zu spielen. Er studirte uns ‚Paläophron und Neoterpe‘ ein, was wir bald darauf in seinem Hause gaben. Jede Woche bringe ich nun einen freien Abend dort zu. Wir lernen dabei weit mehr, als man glaubt; denn er verbindet diesem Spiel unendlich viel Schönes, Ernsteres. Nebenbei amüßirt es ihn selbst; es erinnert ihn an seine Jugend, an Wolffs [das Schauspielerepaar, das bis 1815 die Zierde der weimarischen Bühne gewesen] u. u.“ Da wegen der Hoftrauer es sonst in Weimar still war, lebte sie viel zu Hause. Von den Gesellschaftsabenden schweigt Adele. Freunde von Bedeutung erschienen nicht; von den wenigen alten Bekannten kam am meisten von Froberg, der 1816 als Obermedizinalrath nach Weimar gezogen war, wo er die Leitung des Landesindustriecomptoirs übernahm, und von Könnert. „Die Mutter schreibt einen Roman [Gabriele]“, berichtet sie, „der uns einen Theil der Abende beschäftigt; sie liest ihn vor; er kommt mir ausgezeichnet vor, und ich glaube, gerade Romane schreiben Frauen am besten. Da ich anfangs, die Stimme zu verlieren, habe ich mich aufs Klavier verlegt, und treibe es mit großem Eifer. Nebenbei habe ich mir das Studium des Vasari [Leben der Maler] auferlegt, weil ich nach Dresden (auf vier Monate) gehe und dort die Galerie mit etwas gefeierterm Blicke als sonst sehen möchte.“ Endlich war auch das durch Zufall verspätete Werk Arthurs angelangt, das Adele sogleich Goethe überreichte. Darüber berichtet sie dem Bruder: „Goethe empfing es mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze

dicke Buch in zwei Theile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden [mit Bleistift geschriebenen] Zettel*) und ließ sagen: er danke dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. Bald gedenkt er dir weitläufig seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin solle ich dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang bis zu Ende, und denke wohl, so viel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir, und meinte, es sei ihm eine große Freude, daß du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem dein Weg von dem seinigen abginge. In deinem Buche gefalle ihm besonders die Klarheit der Darstellung, der Schreibart, obgleich deine Sprache von der der andern abweiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vortheil erlangt und wisse, daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl. Nur ließ ihm das ungraziöse Format keine Ruhe und bildete er sich glücklich ein, das Buch bestehe aus zwei Theilen. Nächstens hoffe ich ihn wieder allein zu sprechen und vielleicht äußert er etwas Befriedigenderes. Wenigstens bist du der einzige Autor, den Goethe auf diese Weise, mit diesem Ernste liest.“ Aber von einem anhaltenden Lesen des umfangreichen Werkes hielten ihn so manche andere Arbeiten und die Gewöhnung ab, aus einem philosophischen Werke sich nur das für ihn Bedeutende herauszulesen, ja er kam nicht einmal dazu, an den selbstbewußten Philosophen

*) Er enthielt bloß die Seitenzahlen, deren sie darauf gedenkt. Es waren die Stellen über den erworbenen Charakter und über die Aufgabe des Künstlers, im einzelnen Dinge dessen Idee zu erkennen und rein auszusprechen, mit Beziehung auf Phidias.

ein freundliches Wort zu richten, da es ihm widerwärtig war, ihn mit einer wenig sagenden Bemerkung abzuspeisen. Dagegen verhehlte seine Schwester Arthur nicht, daß sie sein Buch zu lesen angefangen habe, aber bald durch viele Fremdwörter und unverständliche Anspielungen abgehalten worden sei; zuweilen lese sie einzelne Stellen, müsse aber das Buch weglegen, wenn sie auf Aeußerungen komme, die mit ihrem Glauben in Widerspruch ständen; seine Menschenverachtung sei ihr zuwider. Auch Goethe mag durch solche Stellen vom weitem Lesen des Buches abgehalten worden sein, darüber aber mit Schopenhauer zu verhandeln und seinen entgegengesetzten Standpunkt zu betonen mußte er für unnütz halten. Mitte Mai schrieb Adele dem Bruder: „Goethe habe ich von dir erzählt. Deine sechzehn Engländer belustigten ihn sehr . . . Die sandische Geschichte [die Ermordung Kogebues am 13. März] hat ihn ungewöhnlich ergriffen; er spricht fast immer Politik und scheint im Innersten tief verwundet, obgleich er immer äußert, er habe vorausgesehen, daß es so kommen müsse, als unvermeidliche Folge der gewaltig eingreifenden Roheit. Es ist traurig, diese Andeutungen zu hören; er spricht sich nur selten in einzelnen Worten aus, doch seine Meinung ist klar.*) . . . Nun, wie ich lebe? In Saus und Braus, seitdem alles gesund ist. Wir fahren viel aus, ich bin fast den halben Tag mit den Freunden in freier Luft, und halte diese Zeit nicht für verloren, weil ich mich viel gesunder fühle. Goethe sehe ich alle Mittwoch, wo wir [also auch ihre Mutter] Abends [nach dem Theater] bei ihm essen. Er hat mir ein sehr schönes Blumenstück von Segers zum Kopiren gegeben. Mein Inneres ist klar und heiter, wie der blaue Himmel über mir. Otilie fehlt mir, aber ich gönne ihr ihr Glück, in Preußen zu sein, da dies Jahre lang wünschte. [Sie war vor kurzem in Begleitung ihres Gatten nach Berlin gereist, wo sie bei dem wirklichen geheimen Oberregirungsrath Nicolovius, der Goethes Nichte geheiratet hatte, ihre Wohnung nahmen.] Die Mutter ist unendlich freundlich und gut, die Freunde kommen viel, alles umher ist mir eben recht.“

Zwei Tage nach diesem heiteren Briefe traf die Unglückskunde

*) Vgl. meine Schrift „Charlotte von Stein“ II, 463 ff.

in Weimar ein, daß das äußerst befreundete danziger Bankhaus, welchem das Vermögen der Schopenhauer und fast das ganze Adels gegen Wechsel anvertraut war, seine Zahlungen eingestellt habe. Dem Bruder, der auch unvorsichtig genug gewesen war, diesem Hause 8000 Thaler und das Erbtheil seines Oheims zu lassen, meldete Adele sofort das Unglück, das die Umwälzung ihres ganzen Erdengeschicks hervorgebracht. Die Freunde nahmen an diesem schweren Schlage großen Antheil. Dabei gereichte es Adelen zu einigem Troste, daß die Mutter unterdessen eine angesehene Schriftstellerin geworden. War auch ihre Sammlung „Novellen, fremd und eigen“ auf einen Band beschränkt geblieben, so hatten dagegen ihre verschiedenen Reiseerinnerungen großes Glück gemacht, und eben war der Anfang ihres großen Entfagungsromans „Gabriele“ erschienen. Wie hoch Goethe diesen hielt, zeigen seine freilich erst im Juni 1822 zu Marienbad niedergeschriebenen Bemerkungen, die er in der größten Gemüthsruhe und aller Empfänglichkeit beim Lesen des „ihm längst vortheilhaft genannten“ Romans gemacht. Sie erschienen in „Kunst und Alterthum“ IV, 1 (1823). Hier heißt es: „Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommnisse gar anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben sein, nur folgerichtig, was dem Leben abgeht.“ Die Schopenhauer hatte sich hier den Weg zu weitem Erfolgen gebahnt; mit Sicherheit konnte man ihren nächsten Arbeiten besonders bei der Frauenwelt großen Erfolg versprechen.

Arthur schrieb sofort, er sei bereit das Wenige, was ihm, geblieben, mit Schwester und Mutter zu theilen, aber statt dessen kam es bald zu einem Zerwürfniße. Der Besuch Arthurs, dessen Goethe in den „Tag- und Jahreshften“ gedenkt, muß im August oder September bei dessen Reise von Heidelberg nach Dresden erfolgt sein. „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung“, heißt es hier. Schopenhauer, der damals an einer Universität aufzutreten beab-

sichtigte, muß ein eingehendes Gespräch über seine Weltanschauung mit Goethe geführt, dieser mit seinem Rathe nicht zurückgehalten haben. Mutter und Schwester traf Arthur in Weimar nicht; sie waren sofort nach Danzig gereist, um, was möglich sei, zu retten. Aber auf den von beiden angenommenen Nachlaßvertrag, wonach die Gläubiger nur 30 Prozent erhielten, wollte er nicht eingehen, obgleich die Gefahr nahe lag, den Schaden beider dadurch zu vergrößern. Dabei zeigte er ein so verletzendes Mißtrauen gegen Abelen und beleidigte sie so bitter durch den Vorwurf wegen ihrer frühern Abweisung mehrerer Heiratsanträge, daß es zu einem förmlichen Bruche kam, der zehn Jahre lang dauerte. Freilich hatte Abela den Versicherungen der Falliten und der Mutter, die ihre Schulden verschwiegen, zu sehr geglaubt und war dadurch zu Schaden gekommen, während Arthur durch sein gewagtes Mißtrauen seine ganze Forderung rettete.

Als Mutter und Schwester nach Weimar zurückkehrten, mußten sie manche Einschränkungen sich auflegen. Mochten auch alle Freunde das Gefühl der Unglücklichen schonen, beide empfanden tief ihre gedrückte Lage. Sechzehn Jahre später schreibt Abela: „Mein Vermögensverlust hat alle edlern, schönern Verhältnisse geknickt, verdorben, mein Leben verpfuscht, weil ich lebte, als wäre ich wohlhabend, und doch nicht heiraten konnte aus Armuth, und weil mich die Scheinwohlhabenheit drückte wie eine Lüge.“ Noch im Januar 1820 hatte sie gegen den Bruder geäußert: „Gebe nur Gott, daß ich bei Ottilien bleiben kann! Dazu lasse er mir alle meine Freunde und ich werde zufrieden sein!“ Aber daß sie auch Arthur aufgeben mußte, war für sie ein Herzensstoß. Ottilie und Goethe bildeten jetzt ihr schönstes Glück, aber auch diese Freundin mußte sie unter der Wildheit ihres Gatten und durch eigene Heftigkeit leiden sehen. Sie blieb ein erwünschter Gast im goetheschen Hause, auch bei großen Abendgesellschaften. Von den Beziehungen zu Frau Schopenhauer wissen wir nur, daß sie von Stuttgart, wo sie im Herbst 1820 die Boisseree'sche Gemäldeammlung gesehen, eine kleine Sendung Goethe überbrachte. In den „Tag- und Jahreshften“ rühmt Goethe unter dem Jahre 1821 als „zwei entschiedene Talente der Rezitation und des rhytmischen Vortrags“ die Gräfin Julie von Egloffstein

und Fräulein Schopenhauer; beide hätten sich ergezt, seinen „Prolog zur Eröffnung des berliner Theaters“ ,jede nach ihrer Art‘ vorzutragen, „jede die Poesie durchbringend, ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend“. Sein Wunsch, Adelen mit seiner innigst geliebten Marianne Willemer zu Frankfurt in Verbindung zu bringen, sollte auf eine zufällige Weise in Erfüllung gehen. Am 2. April 1821 sandte er Mariannen „mitten in die frankfurter Messe“ durch einen Handelsmann „eine Probearbeit einer westöstlichen Fabrik“; es waren „Turban, Shawl und Zubehör“, von Adelen, die er nicht genannt, „niedlich zu- und ausgeschnitten“. Drei Monate später wollte er Exemplare des ersten Bandes seiner „Wanderjahre“ der frankfurter und der weimariſchen Freundin zuſchicken. Da Adelen's Geburtstag auf den 12. Juni fiel, fügte er zur Widmung des für ſie beſtimmten Bandes die Worte: „Erinnerung des 12. Juni 1821“. Aber die Exemplare wurden bei der Abſendung zufällig verwechſelt. Marianne theilte dem Dichter in launiger Weiſe den Zufall mit und erbot ſich zur Einſendung ihres für eine andere Dame beſtimmten Buches. Aber Adele wollte auf den Umtauſch nicht eingehen; deſhalb ſchickte Goethe Mariannen das Exemplar zurück, in welches er vorn einige auf den Roman, der „ſo Löbliches erzielt“ habe, bezügliche Verſe einklebte. In dem beigefügten Briefe bezeichnete er launig die Verwechſlung als eine höchſt gerechte und anmuthige Wirkung der moralischen Weltordnung; Marianne habe erfahren ſollen, wie das kunſtreiche Mädchen heiße, welches das Meßgeſchenk bereitet, und daß es am 12. Juni geboren ſei, ob ſie vielleicht an der glücklichen Wiederkehr deſſelben freundlichen Theil nehmen wollte. „Damit Sie denn ferner dem guten Kinde noch mehr geneigt werden, ſende eine andere kleine Arbeit.“ Auch in Adelen's Exemplar ſchrieb er heitere Verſe, aber erſt nach der Rückkehr von Marienbad und einem weitem Aufenthalt zu Zena, am 28. November. Zu einer nähern Verbindung der beiden ſo verſchieden angelegten, aber mit gleicher Innigkeit an ihm hängenden Freundinnen kam es zunächſt nicht; und auch als Adele im Herbſt 1822 einige Zeit in Frankfurt verweilte, bildete ſich zwiſchen ihnen kein herzlich vertrauliches Verhältniß; ſie blieben bei ihrem zweimaligen Zuſammentreffen ſich innerlich fremd. Marianne, die von

Frommanns Tochter und Sohn gehört hatte, daß Goethe einzelne schwermüthige Augenblicke habe, schrieb ihm am 20. Oktober: „Wie glücklich ist Fräulein Adele, ihr Talent und ihren Verstand, durch Ihre Nähe belebt, für Sie und zu Ihrer Zufriedenheit zu verwenden! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche eigene Empfindung mich in der Anwesenheit dieses achtenswerthen Mädchens erfüllte. Ein Gemisch von Demuth, Verlegenheit und, fast möchte ich sagen, von Schelmerei, machte die wunderbarste Person aus mir, und ich kann und muß es gestehen, die beiden male, als ich sie sah, habe ich mich selbst nicht erkannt. Sie werden dies wohl begreifen, wenn es schon mir nicht ganz klar ist: die Demuth weiß ich mir zu erklären, aber den Uebermuth, der sich zu gleicher Zeit meiner bemächtigte, an dem sind Sie wohl schuld, an der Demuth gewiß. Wenn Sie meine Briefe eigentlich beantworteten, was man so heißt, so würde ich freundlich bitten, mir diese Zweifel zu lösen; dazu kommt, daß es mir nie wohl zu Muthe ist, wenn ich an Adele denke. Das wird davon kommen, daß ich mich sehr gebunden fühlte in ihrer Nähe, und nur durch ihre Entfernung das Gefühl der Verpflichtung für ihre Gefälligkeit in mir wächst, welches ich bei der nächsten Gelegenheit zu beschwichtigen hoffe. Vielleicht darf ich Sie bitten, ihr in meinem Namen für die freundliche Herstellung des geschnittenen ‚Divans‘ zu danken.“ Goethe antwortete mit einer räthselhaften Lösung des Räthfels in der Weise seines „Bafis“:

Da das Ferne sicher ist
 Nahes zu überwiegen,
 Wie's der kleine Blücher ist,*)
 Freut es sich im Siegen.
 Fühlt auch erst ein zartes Blut
 Einige Verlegenheit,
 Bald erwacht Berwegenheit,
 Liebenswürdiger Uebermuth.

Die Verse deuten darauf, daß Marianne („das Ferne“) der Ueber-

*) So nannte Goethe launig Mariannen schon bei seinem Aufenthalte auf der im Sommer von der Familie bewohnten Gerbermühle, von welcher Willemer und seine Gattin als „Müller“ und „Müllerin“ bezeichnet wurden.

zeugung lebte, der Dichter stehe ihrem Herzen näher, wie gut er auch Adelen sei, die er hochschätze, deren Talent und Gemüth er liebe. In seinem Briefe heißt es weiter, nach dem Danke für gesendete Artischocken und der Bitte um ein paar Krüge frankfurter Senf: „Nach allem diesem scheint es ein wunderlicher Uebergang, wenn mir noch von Adelen zu reden einfällt; wahrscheinlich, weil sie manchmal an unserm Familientische vorlieb nimmt. Es scheint ihr, wie Ihnen gegangen zu sein: denn trotz ihrem Verstand, einem ziemlich unbefangenen Blick und großer Redefreiheit war sie über Mühle und Müllerin sehr lakonisch; welches ich mir jedoch durch Batis' räthselhafte Enträthselung gewissermaßen erklären konnte.“ Daß ein gewisser Antagonismus der beiden von Goethe bevorzugten Frauen zu Grunde liege, gab Mariannens Erwiderung zu, sowohl in den launigen eingefügten Versen, wie in der Aeußerung, sie sei eigentlich geschlagen und nur insofern ein kleiner Blücher, als sie selbst im Rückzug nicht ganz den Muth verliere und sich auf ihr Inognito etwas zu Gute thue, wobei sie freilich gewiß sein müsse, ob sie [ihr Gefühl, daß der Dichter ihr inniger anhänge] nicht durchschaut werde.

Im nächsten Jahre wurden beide in so verschiedener Weise an Goethe geknüpfte Frauen durch dessen zweimalige gefährliche Krankheit in tiefe Noth versetzt, wie sie auch durch die zwischen beiden liegende Krisis seiner leidenschaftlichen Liebe zu einem ganz jungen Mädchen eigenthümlich bewegt wurden. Aber auch um die Mutter mußte Adele ernstlich besorgt sein, da diese von einem Schlaganfall betroffen wurde, an dessen Folgen sie noch am Anfang des folgenden Jahres litt. Ihre Abendgesellschaften waren längst hinter den von allen bedeutenden Fremden und dem Schwarm junger Engländer belebten bei Ottilien zurückgetreten, auf denen auch Goethe zuweilen erschien. Adele hatte indessen die Bekanntschaft mit einem Jugendfreunde Arthurs, dem außerordentlichen Professor der Philologie zu Sena, Friedrich Osann erneuert. „Sie wissen, daß sich zwischen Adelen und mich ein Dämon gedrängt hatte, der uns von einander schied“, schrieb Osann am 25. Januar 1824 an Schopenhauer. „Das Bedürfniß, an Sie zu denken, über Sie zu sprechen, von Ihnen etwas zu hören, hat die Schranken gebrochen,

die uns bisher geschieden hielten.“ Aber vergeblich war sein Versuch, Schopenhauer zu bestimmen, Adelen die Erlaubniß zu geben, ihm wieder einma zu schreiben.

Als die Schopenhauer mit Adelen im Frühjahr 1824 Frankfurt besuchte, sprachen sie auch bei Willemer vor. Marianne meldete Goethe am 27. April, Frau Schopenhauer habe ihr recht wohl, Adele diesmal auch besser gefallen: aber zu einer nähern Verbindung kam es auch jetzt nicht.*) Dagegen blieb Adele die vertraute Freundin Ottiliens, die an allen Leiden ihres Familienlebens innigen Antheil nahm, wie wenig sie auch zur Heilung des Uebels beizutragen wußte. Aber sie liebte sie innig, wie sie auch mit herzlichem Mitleid ihrem sich selbst dämonisch zerstörenden Gatten folgte, der sie freilich oft durch sein schroffes, rücksichtsloses Wesen aufregte. Wie diesen wilde, verzweifelnde Leidenschaft hinriß, so folgte Ottilie den ausschweifenden Launen ihrer geistreich lebenswürdigen Natur, die oft ins Phantastische sich verirrte. Adele sah mit tiefstem Schmerze, wie sehr Goethe unter diesen unseligen Zuständen litt, so daß er oft den Familientisch mied und in seine hintern Zimmer sich zurückzog. Um so mehr freute sie sich, ihm etwas sein zu können und herzliche Neigung ihm zu bezeigen. Leider litt Adele selbst, die den Sommer mit ihrer Mutter meist am Rheine zubrachte, an unglücklicher Liebe. Ihre Verbindung mit Osann löste sich; sie sah diesen ein anderes Verhältniß anknüpfen und bald nach Gießen scheiden, wohin er im Jahre 1825 als ordentlicher Professor berufen wurde. Sie hatte dem innigst geliebten Manne mit der vollen Entschiedenheit ihrer tiefen Natur die Treue bewahrt und fühlte sich unglücklich.***) Das folgende Jahr sahen Mutter und Tochter Boisseree in Wiesbaden; den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung bildeten Goethe und die Kunst. Adele überbrachte dem verehrten Dichter die freundlichsten Grüße. Bald hatten Mutter und Tochter Gelegenheit, bei der Jubelfeier seines Eintrittes in Weimar ihm ihre innigste Verehrung zu bezeigen.

*) Im Jahre 1832 schreibt sie an ihren Bruder, sie habe in Frankfurt sehr liebe Freunde, die ihr überall gern gefällig seien; sie meinte die Familien Brentano und Willemer. Auch an erstere hatte Goethe sie wohl empfohlen.

**) Noch im Jahre 1831 schreibt sie ihrem Bruder, sie kenne nur einen Mann, den sie ohne Widerwillen heiraten könne, und der sei schon verheiratet.

Im Frühjahr 1827 ging Adele ihrer angegriffenen Gesundheit wegen wieder an den Rhein, wo sie auch den Winter bleiben und im nächsten Jahre ihre Mutter erwarten sollte. Während ihrer Abwesenheit kam Holtei zweimal nach Weimar. Schon das erste Mal, im Mai 1827, empfing die Mutter ihn freundlich, ja sie lud eine große Gesellschaft auf den beliebten Liederspieldichter und Vorleser ein, aber sie trat ihm noch nicht näher, wie beim zweitenmal, im Anfange des nächsten Jahres. Sie hatte mit dem Kanzler von Müller, dem sie sonst nicht sehr gewogen war, sich dazu vereinigt, Holtei einen zahlreichen Zuhörerkreis zu einer Reihe dramatischer Vorlesungen zu verschaffen, die „unter Goethes ermunternder, zur Theilnahme auffordernder Protektion“ stattfinden sollten. Damals, wo Holtei auch mit Goethes Sohn einen wunderbaren Seelenbund schloß, eröffnete ihm die Schopenhauer ihr ganzes Herz und zog ihn durch ihre reine, seine Schwächen liebevoll tragende, auf vollem Verständniß beruhende Zuneigung an. Die „kränkliche, alte, durch manchen Kummer belastete“ Frau, die am liebsten in ihren vier Pfählen blieb, fühlte jetzt, wo der Umgang mit Goethe nur sehr beschränkt sein konnte, ein wahres Bedürfniß, sich gegen den dreißigjährigen dichterisch begabten, sinnlich glühenden Mann auszusprechen, der schon ein bewegtes Leben hinter sich hatte, dessen Beichtigerin und Beratherin zu werden.*) Goethe empfand die Abwesenheit Adelsens schmerzlich, doch setzte er seine Verbindung mit ihr brieflich fort. Erhalten ist uns ein Brief an sie vom 16. November 1827, worin er Familien- und sonstige Nachrichten mittheilt und den Wunsch ausspricht: „Möge sich Ihr liebes Innere an der herrlichen Rheinnatur in sittlicher und künstlerischer Thätigkeit zum schönsten

*) Vgl. Holtei „Nachlese“ S. 36—48. „Sie wußte um alles“, schreibt er. „Diskret gegen Fremde, ihr Unbekannte; kurz abfertigend gegen zudringliche Neugierde; mittheilsam, unerschöpflich für diejenigen, die sie dessen würdig achtete; unparteiisch im Urtheil über Freund und Feind; nachsichtsvoll in Beurtheilung menschlicher Schwächen; abgesagte, offene Verächterin von Klatschereien; begeistert in anerkennder Ehrfurcht für Edles, Großes, Schönes — so entfaltete sie absichtslos, ohne Eitelkeit und Anspruch, als echte geborene Malerin treue, lebensfrische Schildereien, deren Farbenpracht nicht weniger zu bewundern war als ihre Naturtreue.“

und liebenswürdigsten wieder herstellen!“ Auf ihre Klage, daß sie dort sich einsam fühle, bemerkt er: „Freunde tragen dazu nichts bei. Das Herz ist für sich eine Welt und muß in sich selbst schaffen und zerstören.“

Am 20. Mai 1828 begab sich Frau Schopenhauer nach Frankfurt und von dort nach Godesberg, wo Adele sie sehnsüchtig erwartete. Sie fand diese noch immer bleich und abgefallen, aber doch gesunder, lebensfrischer und heiterer. Unter ihrer Pflege in der herrlichen Gegend und auf einer vorzüglichen und lehrreichen Reise nach den Niederlanden stellte sie sich ganz her. Erst am 22. September kehrten sie beide nach Weimar zurück, das unterdessen durch den Tod des Großherzogs in tiefe Trauer versetzt war. In Folge des Regierungswechsels war dort noch alles in der Schwebe. Goethe zeigte sich „heiterer, gesunder und wohlaussehender als seit Jahren“. Den Verlust seines fürstlichen Freundes trage er, schrieb die Schopenhauer, „mit der allen Alten eigenen stillen Ergebung“. Da die Jagemann durch den Tod des Großherzogs allen Einfluß verloren hatte, hofften Holteis Freunde, ihn als Theaterintendanten oder Regisseur oder beides zugleich nach Weimar zu ziehen. „Ottilie ist eifriger als wir alle, um Sie hier zu haben,“ meldet Frau Schopenhauer an Holtei; „denn sie behauptet, ihr bißchen häusliches Glück, mit dem es jetzt trauriger steht als jemals, hinge davon ab, daß Sie wieder den gewohnten Einfluß auf ihren Bären übten, der sie jetzt baß quält und während Ihres Hierseins fromm wie ein Lamm war. Sie will den Alten für Sie gewinnen und hofft es zu können, dessen Wort freilich das Kräftigste wäre. Sie hat auch schon die alte Gräfin Henckel, ihre Großmutter, auf Ihre Seite gebracht, die anfangs gegen Sie war. . . . August ist ganz für Sie. Ihn werden Sie in Berlin sehen, wohin er den 11. Oktober reisen will; Ottilie behauptet, um Sie zu sprechen.“ Die Mittheilungen über Goethes Schwiegertochter hatte sie wohl von Adelen, da sie selbst dieser nicht so nahe stand. Adele hielt sich jetzt um so inniger an Goethe, als sie dessen Umgang bald ganz entbehren sollte; denn schon hatte die Mutter den Voratz gefaßt, nächsten Sommer Weimar zu verlassen, wahrscheinlich auf immer, was sie schon in demselben Briefe ihrem Vertrauten Holtei als strengstes Geheimniß mittheilt. „Tausend

gütliche Gründe, die hier aufzuführen für uns beide zu langweilig wäre, bestimmen mich zu diesem Entschlusse; diesen Gründen gesellt sich der Wunsch, in einem bessern Klima, in einer schönern Gegend mein Leben zu beschließen, und die Sorge um Adelen, die nun einmal ungerne in Weimar lebt und deren Gesundheit ein milderes Klima bedarf. Ich ziehe an den Rhein, nach Bonn, wo ich alles beinahe wieder finde, was ich hier verlasse, nur gottlob! das Hofwesen nicht, in das ich bei jetziger Lage der Dinge [der neue Großherzog war ihr sehr gewogen] immer mehr hineingezogen würde.“ Leider gelang es mit der „Verschwörung“ zu Holteis Gunsten nicht, trotz aller Vorsicht, die so weit ging, daß die Schopenhauer Holtei bat, vor Erledigung der Sache nicht seinen melodramatischen „Faust“ zur Aufführung bringen zu lassen, da er sich sonst leicht einen mächtigen Feind machen könnte; denn „der alte Herr“ sei zuweilen wunderbar. Seinen Widerwillen gegen einen solchen „Faust“ konnte man ihm freilich nicht verdenken. Als Tieck mit seinem ganzen Gefolge anfangs Oktober drei Tage in Weimar blieb, wußte Goethe sich dessen unvermeidlichem Vorlesen, das ihm vor wenigen Monaten sehr lästig gefallen, dadurch zu entziehen, daß er ihn zwei Abende der Schopenhauer überließ, und am mittlern trotz der gegebenen Zusage nicht bei Ottilien erschien. Adele freute sich, den geistvollen Vorleser wiederholt zu hören. Mit August wurde es immer schlimmer. Goethe blieb in seinen hintern Zimmern, wo er fast unzugänglich war. Zuweilen lud er einen einzelnen Gast zu Mittag; mehrfach wurde diese Ehre Adelen zu Theil, an der er immerfort großen Gefallen fand. Einige Zeichnungen von ihr sandte er dem Maler Kösel, um sie auszuführen, wie die heitern Verse an diesen vom 25. Januar 1829 zeigen. Dieser Freundin vertraute er auch das scharfe Urtheil Zelters über Holteis in Berlin aufgeführten melodramatischen „Faust“, mit dem er sehr unzufrieden war, doch verbot er ihr, der Mutter, die ganz auf Holteis Seite stand und von diesem gegen Zelter eingenommen war, davon genauere Mittheilung zu machen. Als Holtei seinen „Faust“ in einem Briefe an August entschuldigt hatte, schrieb ihm die Schopenhauer, durch deren Hände der Brief gegangen war: „Sie hätten nach der Art, wie der alte Herr sich in der Sache benommen, es kaum nöthig

gehabt. Aber der alte Herr ist achtzig Jahre alt, und da ist es kein Wunder, daß er oft kaum begreift, wie andre sich unterstehen können, auch existiren zu wollen.“ Mit ihrem Herzen stand sie ganz auf Holteis Seite, und so manches, was geschah, sah sie bei dem am Theater herrschenden Parteitreiben einseitig an, aber wo sie Goethe nicht recht geben konnte, entschuldigte sie ihn mit der Schwäche des Alters.

Im Frühjahr schied sie von Weimar; schon drei Wochen vor ihr war Adele nach ihrem neuen Wohnsitze in Unkel abgegangen, um dort die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Goethe empfand schwer den Abschied; aber die junge Freundin hatte ihm ausführlichen Bericht von ihren neuen Zuständen und unausgesetzte briefliche Mittheilung versprochen. Frau Schopenhauer war noch am 11. April mit dem jungen Grafen Reinhard, dem mit ihr auf vertrautem Fuße stehenden Leibarzte Vogel, einem Landsmanne Holteis, Eckermann, Ottilien und deren Schwester Ulrike Mittags bei ihm zu Tische, wo von der Einrichtung ihres neuen Besitzes in Unkel die Rede war. Der Abschied ward ihr weit schmerzlicher als sie gedacht hatte. „Erst wenn die Freunde sterben oder man sonst auf immer von ihnen getrennt wird, fühlt man recht, wie lieb man sie hatte,“ äußert sie gegen Holtei. Am nächsten stand ihr Gerstenbergk, der nun in Weimar, wo er Vicekanzler wurde, ganz zufrieden war. Den 2. Juli kam sie bei Adelen in Unkel an, wo sie sich gesunder und heiterer als seit Jahren fühlte. Leider war der Sommer höchst ungünstig. Im Nachlasse Adels fand sich ein Couvert Goethes mit der Ueberschrift: „Fräulein Adele Schopenhauer zu gemüthlicher Bertheilung“; es enthielt fünf Blättchen, auf welche dieser eigenhändig Verse geschrieben, auf zwei, vom März 1826 datirte, unter Bildchen die Sprüche: „Suche nicht verborgene Weihe! Hinterm [nicht Unterm] Schleier“ u. s. w., überschrieben: „Dem Symboliker“, und „Memento mori! gibts genug u. s. w.“, auf drei andere die Verse aus dem Divan: „Märkte reizen dich zum Kauf, Doch das Wissen blähet auf“, „Bist du Tag und Nacht beflissen . . . sich gebühre“ und „Soll das Rechte zu dir ein, Fühl' in Gott was Rechts zu sein!“ Da diese drei zu einem Gedichte gehörenden Sprüche vom 28. August 1829 datirt sind, so dürfte

Goethe das Couvert in Erwiderung einer Sendung zu seinem Geburtstage der Freundin geschickt haben. Auf ihren Glückwunschbrief bezieht sich Goethes Aeußerung an Boissée vom 2. September 1829: „Unsere muntere, gute, uns wahrhaft fehlende Adele hatte mir schon gemeldet, Sie seien auf dem Apollinarisberge erwartet“, und aus Goethes Briefe an diesen vom 3. sehen wir, daß er der Freundin ein Kästchen schicken wollte. Adele selbst schreibt an Boissée: „Den freundlichsten Dank für die wirklich sehr erfreuliche Mittheilung des goetheschen Briefs (vom 2.). Gestern erhielt auch ich ein Schreiben Ottiliens und wußte also wenigstens von den Außendingen, die dort vorgehen; von des alten Herrn Stimmung war ich durch die Mittheilung unterrichtet, daß er das Gartenhaus bezogen. Viele interessante Freunde drängen sich eben jetzt dorthin, und wahrscheinlich ist der Garten ein buon ritiro.“

Adele war stets bereit, Goethes Aufträge in ihrer Nähe rasch zu besorgen. So verschaffte sie ihm eine Zeichnung des berühmten kolossalen Medusenhauptes des walltrassischen Museums in Köln, das ihn besonders wegen der Vergleichung mit der rondaninischen Meduse anzog, die er in Rom verehrt hatte und wovon er einen alten Abguß besaß. Am 17. Januar 1830 dankt er dafür, spricht aber zugleich den Wunsch aus, einen Abguß zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit schreibt er: „Wenn Sie, meine Gute, auch eine Zeitlang nichts unmittelbar von mir erhalten, so denken Sie, ich sei beschäftigt mit etwas, was Ihnen zunächst Freude machen soll.“ Für ihre Aufnahme seines Briefwechsels mit Schiller dankt er und empfiehlt ihr seinen „zweiten Aufenthalt in Rom“. In Betreff der Entführungsgeschichte des schon alten Präsidenten und Professors Nees von Esenbeck äußert er, es sei doch ein zu arger Jugendstreich. „Wir andern, die in Ausübung mancher Thorheit alt geworden, dürfen freilich den ersten Stein nicht aufheben, und uns nicht vermessen, wenn wir das Glück hatten, wohlfeiler davon zu kommen.“

Die Mutter hätte sich freilich verletzt finden können, als sie in den Ostern 1830 erscheinenden „Tag- und Jahreshesten“ kein Wort über sich und ihre ihm so wichtig gewordenen Abendgesellschaften

seit dem November 1806 fand, aber sie schrieb dies keineswegs bösem Willen zu. Hatte er ja die Darstellung des traurigen Schlusses des Jahres 1806 ganz übergangen, dem er wohl eine genauere, aber nicht zu Stande gekommene Schilderung bestimmt hatte, und wie viele befreundete Damen, selbst Frau von Stein, die Schiller, die Wolzogen, Bettine waren gleichfalls unerwähnt geblieben. Dagegen hatte er zweimal ihres Arthur und auch einmal Adelsens ehrenvoll gedacht, und war sie auch noch immer auf ihren sich ganz fern von ihr haltenden Sohn so erbittert, daß man ihr von diesem gar nicht sprechen durfte, so mußte es ihr doch erfreulich sein, dessen geistige Bedeutung an höchster Stelle anerkannt zu sehen, obgleich er noch immer mit seinem Hauptwerke nicht durchgedrungen war und er zweimal vergebens versucht hatte, durch mündliche Lehrthätigkeit an der berliner Universität den Götzen des Tages gegenüber auf die Jugend zu wirken.

Wie sehr die Gedanken der Schopenhauer auch in der Ferne noch an Weimar hingen, zeigt die Aeußerung an Holtei vom 7. Juli 1830 zur Zeit, wo August endlich seine Reise nach Italien angetreten hatte: „Was Sie mir über Weimar schreiben, stimmt ganz mit dem überein, was ich von andern vernehme. Ich bin aber mit dem commencement de la fin davon gegangen und wünsche mich nicht wieder zurück, obgleich man in meinem Alter neue Freunde nicht leicht mehr findet, und ich die alten immer vermiffen werde. Mein alter Goethe dauert mich. Wie furchtbar einsam steht er da, am Rande des Grabes! . . . Ottilie dauert mich auch tief in der Seele, obgleich ich mir nicht leugnen kann, daß sie zum Theil ihr Schicksal sich selbst bereitet hat. Von August mag ich gar nicht reden, wie wohl ich einsehe, daß auch er Mitleid verdient. Am besten wärs [er stürbe] in Italien; mit dem Klima jenes Landes ist nicht zu spaßen.“ Dennoch erschütterte sie die Nachricht von Augusts rasch erfolgtem Tode, und um so gewaltiger, als sie diese unvorbereitet in der Zeitung las. „Auch Adele war betrübt um ihn“, schrieb sie an Holtei, „so sehr sie Ottilien liebt und so aufgebracht sie oft über das Betragen des Verstorbenen gewesen. Und was für Berichte hatten wir dagegen aus Weimar erhalten!

Der Kanzler [von Müller], der ewige Pasquale*), hatte mit Vogel übernommen, dem Vater die Trauerpost kund zu thun. Der Alte hat sie nicht ausreden lassen. „Als er fortging, gab ich ihn schon verloren“, hat er gesprochen, sie verabschiedet, und die Herren konnten mit sich selbst nicht einig werden, ob er sie wirklich verstanden. Zu Ottilien sagte er: „August kommt nicht wieder; desto fester müssen wir beide aneinander halten.“ Und sie . . . ? An uns schrieb die Pogwisch in ihrer Tochter Namen. Der Alte schloß seinen Schmerz in sich, wie er immer thut. Die Kinder bekommen Vormünder. Sie sind dereinst, Gott gebe so spät als möglich! des Großvaters einzige Erben. Auf welche Weise er für die Mutter sorgen will, hängt von ihm ab. Gewiß geschieht es nicht auf die Weise, daß ihre Wünsche, ins Ausland, besonders nach England, zu ziehen, befriedigt werden können, wenigstens werden die Vormünder nicht zugeben, daß sie die Kinder mitnimmt. So lange der Großvater lebt, bleibt alles vor der Hand beim Alten. Ottilie wohnt bei ihm und betrügt sich sehr gut gegen ihn. Uebrigens ist sie, wie sie war; was soll man weiter darüber sagen?“ Goethes darauf eintretende gefährliche Krankheit setzte Mutter und Tochter in noch größere Unruhe; wöchentlich zweimal ließen sie sich durch einen Freund [Gerstenberg] darüber berichten. Sie selbst schreibt: „Vierzehn Tage, nachdem er der Todesgefahr entgangen, traf sogar ein Brief von ihm ein an Adelen, die hier sein Geschäftsträger ist. „Nach großem Verlust und drohender Lebensgefahr hab' ich mich wieder auf die Füße gestellt,“ heißt es in diesem, freilich, wie immer, von fremder Hand geschriebenen Briefe; aber einige von ihm selbst mit gewohnter Festigkeit am Ende hinzugefügten Zeilen machten uns große Freude. Adele schickte ihm eine Zeichnung von unserer ländlichen Wohnung in Unkel, und noch einiges, das ihn freute; seine Antwort folgte sehr schnell. Er ließ sich offener als sonst über sich selbst aus, sprach von der Art, wie die Natur des Menschen nach jeder großen Erschütterung im Innern auf irgend eine Weise das Gleichgewicht

*) Diesen Namen hatte Holtei nach Goldonis „Diener zweier Herren“ dem Kanzler gegeben, weil er durch seine Geschäftigkeit manche Verwirrung anrichtete. Aber auch von ihrem Gerstenberg sagte sie, er verwirre alles.

wieder herzustellen sucht; seine Krankheit sei die Folge davon gewesen; jetzt wolle er also alles thun, um nach gewohnter Weise auf dem Wege des Wissens und der Kunst fortzuschreiten. Dabei habe er auch von neuem die schwere Rolle des deutschen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenn gleich, wie er dankbar erkenne, unter den günstigsten äußeren Umständen. Auch unter diesen Brief hatte er mit eigener Hand ein paar herzliche Zeilen geschrieben.“**)

Aber am folgenden Tage wurde sie durch die Nachricht erschreckt, Cotta habe Bankerott gemacht. „Ich kann Ihnen nicht sagen,“ schreibt sie, „wie sehr es mich schmerzte, daß Goethen am Spätabend seines Lebens noch dieser herbe Schlag treffen sollte.“ Aber der drohende Bankerott brach nicht aus, und der Dichter hatte keineswegs, wie die Schopenhauer glaubte, noch eine große Forderung an Cotta. „Ich wünsche nichts sehnlicher,“ schließt sie, „als daß Ottilie nur verständig genug werde, um Hirngespinnsten zu entfangen, durch die sie am Ende unglücklich werden müßte, daß sie in ihre jetzige Lage sich zu finden lerne.“ Ihre Absicht, im Herbst nach Weimar zu gehen, um dort „den alten Herrn, Ottilien und ihre übrigen Weimaraner“ zu sehen, dann noch Leipzig und Dresden zu besuchen, wurde durch den Ausbruch der Cholera vereitelt. Adelen, die dem Dichter beim Glückwunsche zum Geburtstage die beabsichtigte Reise mitgetheilt hatte, erwiderte er freundlich am 19. September. Nachdem er ihr seinen Aufenthalt in Ilmenau an seinem Geburtstage beschrieben, fuhr er fort: „Hab' ich Sie nun einen Augenblick in das mittelländische Mittelland gerufen, so besuche ich Sie nunmehr in Gedanken am hellen Rhein, wo Sie gewiß mit einigem Zwiespalt in sich selbst sind, ob es rätlich sei, gegen Nordosten zu ziehen, wo die asiatische Hyäne uns täglich näher die gräßlichen Zähne weist. Hier kann niemand dem andern rathen; beschließe, was zu thun ist, jeder bei sich. Im Islam leben wir alle (vgl. Divan VI, 39), unter welcher Form wir uns auch Muth machen.“

*) Dieser vom 3. Januar 1831 datirte, freilich nicht wörtlich so lautende Brief ist erhalten. Den Inhalt und ein paar größere Stellen daraus hat Strehle mitgetheilt.

Die aufgeschobene Reise hofften Mutter und Tochter im nächsten Jahre nachzuholen. Aber der beginnende Frühling raubte Weimar und der Welt den Einzigen und versetzte alle, die mit liebevoller Verehrung an ihm gehangen, die neben dem großen Manne den edlen Menschen in ihm erkannt hatten, in tiefe Trauer um den unerseßlichen Verlust. Und nun sollte gar ein trauriges Nachspiel folgen. Nicht allein, daß man unglaublich frech in Tageblättern mit Goethes Andenken verfuhr, daß Falk „ein Gemisch von Lügen“ in die Welt brachte und sich als Seelenfreund des Heimgegangenen aufspielte, daß „das Büchlein von Goethe“ bei aller Wahrheit im einzelnen, „so innerlich böshaft und falsch“ war: auch mit Ottilien begaben sich unsagbare Dinge, die ihr das Herz zerrissen. „Wissen Sie“, schrieb sie den 27. Oktober an Holtei, „daß die Pogwisch, Ottilie und ihre beiden Söhne mich diesen Sommer in Unkel besucht und drei bis vier Wochen bei mir zugebracht haben? Die Veranlassung dieses Besuches ist wunderbarlich genug. Erzählen möchte ich sie Ihnen mündlich, aber es schriftlich zu thun, wage ich nicht.“ Und doch waren die beiden folgenden Zeilen so schlimm, daß Holtei hier im Drucke eine Lücke eintreten ließ. Dann heißt es weiter: „Die Mutter mit den beiden (Enkel-) Söhnen kam gleich zu uns nach Unkel. Ottilie zog noch ein bischen am Rhein herum bis Köln und kam dann ebenfalls zu uns; liebenswürdig, unerträglich, verrückt, geistreich, wie Sie's kennen. Nach einigen Wochen gingen sie alle nach Frankfurt, wo sie Ulrike, Alma [Goethes geliebte Enkelin, bei der Holtei schwur], den Hofmeister der Knaben [Rothe] zc. antrafen, die wegen der Cholera in Erfurt sich geflüchtet hatten. Sie nahmen dort Privatlogis und Adele ging nun auch nach Frankfurt, wo sie vierzehn Tage bei ihrer Jugendfreundin blieb. [Kleinere Lücke Holteis.] Die Geschichte ist seitdem, ich weiß nicht wie? (in Schlessien würde man, glaub' ich, sagen „so gerne!“) auseinander gegangen. Ottilie sitzt wieder in Weimar, ist krank und wieder gesund. Das Schlimmste bei dem allen“ — Hier sieht sich Holtei wieder zu einer Lücke von drei Zeilen genöthigt. Auf etwas sehr Arges deutet der Schluß eines drei Jahre spätern Briefes: Nach einer kleinen Lücke heißt es dort: „Was ist wahr? was nicht? Ist ein kleiner Zeuge da? Ward dieser ins Findelhaus

geschickt, wie man in . . . [Bonn?] erzählt? Im Hauptpunkte bin ich, gegen die Gewohnheit alter Frauen, tolerant und möchte um keinen Preis den ersten Stein werfen, aber die zweite Beschuldigung kann ich nicht verwinden. Das wäre schlechter als schlecht! Armer — — [Goethe?!] wohl dir im Grabe!“ Wir wollen den Schleier nicht lüften, aber es war für die Schopenhauer, die seit fast dreißig Jahren die innigste Freundin des goetheschen Hauses gewesen, eine der bittersten Erfahrungen ihres Lebens, das so manche harte mit Ruhe ertragen hatte. Ihre eigenen äußern Verhältnisse waren keine günstigen. In demselben Briefe sagte sie Holtei, sie liege nicht auf Rosen; der Abend ihres Lebens schein sich nicht heiter gestalten zu wollen; eben müsse sie sich durch einen Wust trauriger, mühseliger, höchst unangenehmer Geschäfte arbeiten.*) Im Sommer 1837 gewährte ihr die Gnade des Großherzogs durch eine Pension die Erfüllung ihres letzten irdischen Wunsches, unter ihren alten Freunden und Umgebungen „auszuleben“; sie ließ sich in Jena nieder. Es war ein Sonnenstrahl in ihr zu Ende neigendes Leben. Mit welchen Gefühlen kehrte sie nach dem für sie wie ausgestorbenen Weimar zurück! In Jena fand sie freundliche Aufnahme im frommannschen Hause; freilich war vor kurzem der alte Frommann seiner Gattin im Tode gefolgt und auch den guten alten Knebel traf sie nicht mehr. Kaum ein halbes Jahr nach ihrer Ankunft beschlich sie bei der Ausarbeitung ihrer Lebenserinnerungen der Tod.***) Bis zuletzt hatte sie sich die hohe Verehrung Goethes erhalten, der ihr als Ideal eines großen, edlen

*) An ihren Bruder, der endlich während seiner Krankheit wieder mit ihr angeknüpft hatte, schrieb Adele: „Ich wache etwas über die Ausgabe und habe doch oft schwere Sorgen.“ Sie selbst hatte in Bonn Gelegenheit gefunden, eine Bernunftstehle einzugehen, aber nach kurzem Kampfe darauf verzichtet.

**) Nach den freundlichen Mittheilungen von W. Bollmer hatte sie im Dezember 1837 Cotta ihre Memoiren zum Verlag angeboten und die Handschrift des ersten Bandes zur Ansicht beigelegt. In einem spätern Briefe bemerkte sie, der dritte Band, der ihr Leben in Weimar enthalte, werde der interessanteste sein. „Meine Verbindung mit Goethe, Wieland, Zacharias Werner, Bettina und so vielen andern, die hier zu nennen zu weitläufig wäre, werden mir Stoff genug zu zahlreichen Genrebildern geben, den ich zu benutzen nicht unterlassen werde. Furcht kenne ich nicht; denn mit 70 Jahren, was hat man da noch viel

Mannes in traurigster Zeit erschienen war und sie in Weimar festgehalten hatte, dessen dankbare Neigung, wenn auch die enge Verbindung sich allmählich lockern mußte, ihr immer geblieben, die er dann auf ihre einzig geliebte Tochter übertragen hatte, von der sie selbst sich gestehen mußte, daß ihre äußere Erscheinung keinen angenehmen Eindruck mache, ja auch der Antheil, den er an ihrem Sohne genommen, war wohl von der Neigung für sie beeinflusst, wenn dieser auch sich von der Mutter schroff zurückgezogen hatte. Innerlich waren sich beide treu geblieben; das liebe Bild, das sie in den schweren Tagen nach der Plünderung Weimars von einander gewonnen, lebte in ihrem Herzen fort und ließ sie gegenseitig des herzlichsten Antheils an einander genießen, wie manche andere Verhältnisse auch ihre Seele in Anspruch nehmen mochten, wie verschieden auch die Wege waren, die sie wandelten. Goethe freute sich, daß seine Freundin als anmuthige, geistreiche Erzählerin besonders bei gebildeten Damen ihre eigentliche Bestimmung gefunden, während diese mit verehrender Bewunderung dem großen Geiste in seinen mannigfaltigen Schöpfungen folgte, wenn auch einzelne derselben, besonders seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, ihr fern lagen oder sie weniger ansprachen; er galt ihr, wie ihn die Prinzessin Karoline nannte, im vollsten Sinne des Wortes als der Meister, aber zugleich als der edelste, größte Mensch, dessen Wohlwollen das glänzendste Kleinod ihres Lebens gewesen.

zu fürchten? Aber auch vor Klatschereien, wie sie jetzt Mode sind, will ich mich hüten; treu und wahr will ich sein, aber weder bissig noch giftig.“